12

Landesbibliothek
Coburg

D. II. 12
13351
D'
28
Coburger
Landes-
Bücherei

Romantische Geschichten der Vorzeit.

Ich vergebe Dir!

Siebenter Band.

Leipzig,
bei Johann Benjamin Georg Fleischer
1795.

H.S.C.G.S.BIBLIOTHEK
COBURG

Landesbibliothek
Coburg

Vorrede.

Ich habe nun Gelegenheit gehabt, eine ziemliche Anzahl von Stimmen, gedruckt und ungedruckt, schriftlich und mündlich, über die Romantischen Geschichten der Vorzeit, zu hören, zu sammeln und zu prüfen. Ich muß es gestehen, ich bin sehr zufrieden damit, und wünsche, daß meine Leser in Zukunft und fortdauernd, eben so zufrieden mit mir bleiben mögen, als ich es mit ihnen bin. Ich habe einmal **unpartheiische** Beurtheiler in den besten kritischen Journalen unserer gelehrten Welt gefunden, und ich müßte sehr unempfindlich seyn, wenn mir das nicht gefallen sollte. Ich

schäme mich gar nicht dieses öffentlich zugestehen, weil ich kein Freund von unnatürlicher, und übertriebener Delikatesse bin, so sehr ich übrigens, natürliche Bescheidenheit schätze und verehre.

Schon zum siebentenmal komme ich nun mit meinen Lesern zusammen. Ich will auch das Ominöse der Zahl abrechnen, so ist es mir doch sehr lieb, daß dieses Zusammenkommen so wiederholt, und so oft geschehen kann. Wir sind nun gleichsam gegen einander zutraulicher geworden, und sprechen uns, wenigstens von meiner Seite, mit destogrößerer Offenherzigkeit.

Man hat mir gesagt, daß unter den erzählten Geschichten, die Begebenheiten Adelberts von Wiesenthau, die Erzählung Günther von der Aue, im Ersten Bande, Stella und Francesko, im Dritten Bande, und das Wallendorfer Müller Mädchen, im Vierten und Fünften Bande, beson-

besonders gefallen hätten und gern gelesen worden wären.

Diesen freundschaftlichen Wink werde ich nicht unbenutzt lassen, und die Folge, wird über meine Gefälligkeit gegen das Publikum, in dieser Anforderung, entscheiden.

Es ist mein Wunsch, der Lesewelt zu gefallen, wie könnte ich also anders, als nach ihren Wünschen handeln?

In dem gegenwärtigen Bande, liefere ich die Fortsetzung, der, im Sechsten Bande angefangenen Geschichte: **Sperber Kätchen**, wie ich dort, in der Endrede versprach. Was ich eigentlich in derselben über das dramatische Wesen des XIII. Jahrhunderts hätte sagen können, will ich gelegentlich in einer andern Erzählung thun, in welcher alles das, noch besser an dem gehörigen Platze stehen wird. Ich sammele auch noch Nachrichten und

Materialien dieses Kunstwesens, zu der Erzählung. Und es ist eben keine gar zu interessante und erfreuliche Unterhaltung, die alten Annalisten und Chronikenschreiber immer als Lektüre, bei der Hand haben zu müssen.

Die übrigen, drei deutschen Erzählungen dieses Bandes, mögen für sich selbst reden. Ein weit grösseres Pendant zu No. III. **Anna von Glizberg**, denke ich in der Folge zu liefern. Wir müssen doch auch das Innere einiger Klöster in der damaligen Zeit kennen lernen, da wir so oft schon das Innere der Burgen und Städte beschaut haben. Ich denke, das ist sehr billig!

Die Schriftsteller damaliger Zeit, sollen in diesem Falle, selbst unsere Leitführer seyn. Ich gebe es so, wie ich es finde.

Die Erzählung No. IV. **Ubaldo Zerbini**, erhielt in diesem Bande ihren

Platz

Platz für jene Leser, welche Geschichten, wie Francesko und Stella, im III. Bande, gern lesen. Ich werde, wo möglich, immer auf innländische und ausländische Abwechslung besorgt seyn. Dazu, werden mir die Geschichtschreiber der Begebenheiten italienischer Staaten und ihrer Beherrscher, besonders reichlichen Stoff liefern. Diesen Stoff hoffe ich für die Leser so zu benutzen, wie sie denselben benutzt zu sehen wünschen mögen.

Da wir nicht mehr gänzlich fremd in den Wohnungen unserer Vorfahren sind, *)

 so

*) Gelegentlich gesagt, so haben meine Bemühungen, der Lesewelt einen Abriß der Sitten, Gewohnheiten, und des Ritterwesens unserer Vorfahren zu liefern, (wie ich in einer Anmerkung zu der Vorrede des VI. Bandes dieser Romant. Gesch. der Vorzeit, versprach,) immer Fortgang und Zuwachs an Nachrichten, erhalten. Ich benutze die Gelegenheit, dies hier zu sagen, damit man nicht glauben darf, ich gedächte eines blos vorüber-

gehen-

so wollen wir auch die Häuser der Fremdlinge beschauen.

Auch liegt mir sehr viel daran, je weiter ich in der Sammlung dieser Erzählungen fortrücke, die ermüdende Einförmigkeit zu vermeiden, und deshalb, wollen wir uns auch zuweilen ein wenig im Auslande umsehen, damit wir abwechselendere Aussichten erhalten. — Ich glaube, das kann nicht schaden!

Sollte ich mich irren, — wie ich aber kaum glauben kann! — so bitte ich,

mir

gehenden Versprechens nicht mehr. Indessen aber, ist es mit den Aufmunterungen zu dieser Arbeit, sehr langsam gegangen. Doch hoffe ich noch alles von dem Patriotismus einer deutschen Verlagshandlung für dieselbe, wenn politische Verhältnisse dergleichen Unternehmungen leichter und gefahrloser machen. — Darüber, vielleicht in der Vorrede eines folgenden Bandes dieser Geschichten, mehr.

mir es zu sagen, daß ich mich, im Ganzen genommen, wirklich geirrt habe. Einzelne Fälle, sind mir zum Gegentheil, bekannt.

Der Aufmerksamkeit meines Herrn Korrektors, verdanke ich die Verbesserung eines erklärenden Fehlers. — Im VI. B. S. 266. erklärte ich das Wort: nächten, durch: nächstens, aber unrecht. Es heißt dasselbe so viel, als: neülich. In manchen Gegenden Thüringens und Sachsens, wird es sogar für: gestern Abends, gebraucht.

Unter andern, kleinern, und unbedeutenderen Druckfehlern, befindet sich im VI. B. S. 241. aber auch ein etwas wichtigerer Fehler, den ich deshalb angebe, und ihn zu verbessern bitte.

Für:

„Tableau zu einer Rittergeschichte rc. rc."

lese man:

„Tableau zu einem Rittergefech-
te 2c."

Der Unterschied dieser Lesart, ist stark auffallend.

Das wär es denn nun, was ich ungefähr hier zu sagen gehabt hätte, und gesagt habe. Ich liebe, wie man weiß, die Kürze, und bleibe meiner Art getreu. Das, kann mir wohl nicht schaden?

Geschrieben zu Weimar am Tage Mariä Verkündigung 1795.

Ver-

Verzeichniß

alter Wörter und Gewohnheiten, Sitten und Obliegenheiten der Vorwelt, welche in diesen romantischen Geschichten der Vorzeit, angeführt und erklärt zu finden sind.

Anmerk. Die römische Zahl weißt auf den Band, die deutsche, auf die Seitenzahl; wobei mehrentheils auf die daselbst befindlichen Anmerkungen Rücksicht zu nehmen ist.

Ablaß : : III. 50
Achtschatz : : III. 43. 44
Achtserklärungs Formular : IV. 30
Adelschalk : IV. 15. 201. VI. 89
Advocator : : : V. 49
Albergaria : : : VI. 28
Armiger : : : VI. 80
Atz. Atzung : : VI. 28

Bann=

Bannfluch = = IV. 9. 10. 11
Basilisk = = IV. 6
Betfahrtswoche. Betwoche = VI. 56
Begehrende = = VI. 30
Bettsprung = = II. 145
Bindebrief = = IV. 189
Bliden = = VI. 151
Buse = = III. 52
Charitas. Charitas vini = V. 99
Christiblutsunterschrifft = I. 104
Copa. Cupa. Couper = II. 238
Dank, im hohen Zeuge = II. 32
Degen = = II. 99
Deposition = = III. 44
Devisen = I. 198. 201. III. 271. V. 274
Edelknecht = = VI. 89
Ehebruch = = III. 164
Ehrentrank = = II. 253
Eid, im Kampfe = III. 155
Eidschwur, falscher = III. 183
Eschtag. Eschemittwoch = IV. 8
Exkommunikation = IV. 9. 10. 11
Fackeltanz = = II. 46
Fastnachts = Mummerei = V. 144
Fehdebrief = = IV. 24
Feuerprobe = = III. 151
Fräulein = = VI. 29

Frau

Frau = = = VI. 77
Gastfreiheit = = IV. 163
Gau = = VI. 74
Gehügniß = = VI. 131
Geleit, Geleitsherr = = III. 180
Göw = = VI. 74
Gottesurtheile = = I. 64. III. 151
Hahn, rother = = V. 28
Handfeste = = I. 12
Hauswirthin = = VI. 77
Heiden = = III. 54
Heiligen Schwur = V. 77
Helm = = II. 156
Helmabnahme = I. 37
Helmkleinod = = I. 110
Helmlör = I. 205. III. 213
Heller = = IV. 36
Hexen = Merkmal = = V. 149
Holderblume = I. 119
Hügen = = VI. 131
Hundetragen = = III. 150
Juden = II. 288. III. 181
Jüdin = III. 181
Junkherr = IV. 14
Kätchen = IV. 120
Kaisertanz = II. 46
Kampfeid = III. 155
Kampf=

Kampfspiel . . I. 109
Kehlenhof . . V. 161
Klefe . . IV. 16
Klosteradvokat . . V. 49
Knechte . . V. 281
Kopf . . II. 238
Kreuzprobe . . VI. 82
Kreuzwoche . . VI. 56
Kufe . . II. 238
Kuttelhof . . V. 161
Landfahrer. Landstürtzer . V. 156. VI. 235
Lugen . . V. 156
Magd . . II. 228
Mannen . . IV. 21
Minne . . VI. 45
Minnebrief . . II. 214
Minnesold . . VI. 45
Morgentrunk . . II. 52
Nagelprobe . . I. 236. II. 242
Narren, gebrödete . . V. 276
Narren Kirchweihe . . V. 144
Nontag . . II. 253
Oberwappen . . I. 110
Obmann . . I. 12
Ordalien . . I. 64. III. 151
Ortband . . II. 27
Ostertag, bluer . . V. 102

Pas d'armes = I. 109
Pfaffheit = IV. 162
Pfand, zum Kampfe = III. 155
Poculum charitatis = V. 99
Rand = = II. 32
Reuterei = IV. 25. V. 50
Ringfertig = V. 97
Rittergeleit = VI. 142
Ritterjustiz = I. 97
Ritterschlag = III. 9
Ritterstandes Benennungen = III. 10
Ritterwürde = III. 10
Rosenspiel = III. 171. 174
Rüstmeister = II. 296
Sakramentsgenuß = III. 213
Sattelleben = IV. 25. 272. V. 50
Schellentracht = I. 111
Schewr = VI. 241
Schildzeichen = I. 98. 201. III. 213
Schild und Helm, zu, geboren IV. 15
Schlaftrunk = II. 249
Schranken aufblasen = I. 197
Schranken Sitz = II. 25
Schreibunkunde = II. 249
Seelengeräthe = III. 45. IV. 6
Selde = = VI. 45
Seldenhort = VI. 46

Serpent

Serpent = II. 104
Sfragistik = VI. 251
Siegelart = IV. 88
Sporen der Ritter = I. 63
Sontag, güldener = II. 57
Stecherdank = II. 32
Stegreifleben = IV. 25. 272. V. 50
Steuber = V. 63. 291
Stigma = V. 149
Strählen = III. 48
Trinkgelag und Trinklust = II. 270. 271
Turniergesetze = II. 253
Uffarthstag = II. 253
Unschuldskampf = I. 64. III. 155
Verlies = = II. 25
Vogtbarkeit = = IV. 8
Waffenbestimmung = = III. 155
Wahlsprüche = = V. 274
Wappenschau = = II. 184
Wedel = = IV. 45
Wehrhaftmachung = II. 21. III. 163
Wirthin = = IV. 30. VI. 79
Wortbruch = = III. 21
X für ein U machen = III. 23
Zelter = = I. 111. II. 160

Roman=

Romantische

Geschichten der Vorzeit.

Siebenter Band.

„Gehet spazieren in den Garten der Historien und Geschichten, welche da sind menschlichen Lebens Lehrmeisterinnen, und aller Ergötzlichkeiten kürzlicher Auszug.“

J. B. Schupp.

I.

Sperber Kätchen.

(Fortsetzung.)

Der Sperber Wirth *) war nicht ganz ohne Sorge, theils wegen den Drohungen der mit Gewalt geworbenen Gauner zu des erwählten deutschen Königs Heere, theils wegen Aarons Inhaftirung zu Weimar. Er fürchtete die Rachsucht jener bevortheilten Spitzbuben, und die Geständnisse dieses zaghaften Gesellen seiner Raubparthei.

„Erfährt der Graf zu Weimar — sprach er bei sich selbst; — daß meine Herberge gleichsam die Niederlage einer Räuberbande ist, so sendet er Knechte aus, und läßt mir das Haus über dem Kopfe abbrennen."

 Kätchen

*) Der Anfang dieser Erzählung, steht, wie die Leser wissen, im VI. Bande dieser Romant. Gesch. der Vorzeit. S. 247 — 303.

Kätchen aber wiederholte sich wohl tausendmal des Tages des Landgrafen Versicherung: er werde an sie denken, und sie versorgen; *) träumte sich allerlei erwünschte Aussichten, und mochte nicht aus den süssen Träumen geweckt seyn, die ihr so wohl gefielen.

Kilian, machte Plane für seine Sicherheit.

„Kätchen! — begann er; — ich kann nicht rasten und ruhen, bis ich mich und mein Eigenthum in Sicherheit weiß. Ich will in Deinem Namen einen Brief an unsern Herrn König schreiben lassen, darinne sollst Du ihn bitten, uns, und meinem Hause, einen Sicherheits Brief für Gewalt und Eigenthum zu geben, damit uns kein Schade zugefügt werden kann."

Kätchen. Thut das! — Der König wird mir diese Bitte gewiß gewähren.

Kilian. Das hoffe ich auch. — Ich will den Scholaster Braunhart ersuchen, den Bittbrief aufzusetzen.

Kätchen.

*) S. Röm. Gesch. der Vorz. VI. B. S. 300.

Kätchen. Da denkt König Heinrich auch zugleich an mich.

Kilian. Und, an mich auch.

Kätchen. Er wird gewiß noch mein Glück machen.

Kilian. Ach ja!

Kätchen. Wenn ich nur —

Kilian. Was denn, Kätchen? — Was wolltest Du sagen?

Kätchen. Ach! ich wollte sagen, daß — daß — — Wenn ich nur ein wenig vornehmer geboren wär!

Kilian. Ich könnte Dir wohl — — Nein!

Kätchen. Was?

Kilian. Nichts! nichts!

Kätchen. Der Marschalk lacht immer, wenn ich mich Euere Tochter nenne. — Warum thut er das?

Kilian. Der Marschalk lacht über alles. Du kennst ihn ja. — Warum sollte ich keine Tochter haben können? — Sie wollen Dir nur

nur durch dergleichen Reden etwas ins Ohr setzen, Dir oder mir, zu schaden; Dich hochmüthig oder niedergeschlagen zu machen. — Ich dächte, Du müßtest die Zeisige so gut kennen, wie ich sie kenne. Zuletzt, nennen sie Dich gar ein aufgefundenes Kind.

Kätchen. Also, Ihr seyd wirklich mein Vater?

Kilian. Sieh, dort jagt der Krommesdorfer schon wieder wie ein böser Geist im Felde herum.

Kätchen. Wenn er nur nicht bei uns einspricht!

Kilian. Laß ihn einsprechen!

Kätchen. Er spaßt oft gar unschicklich mit mir.

Kilian. Geh ihm aus dem Wege. — Weißt Du was? — Ich bin immer in Sorgen und Kummer über den Spitzbuben Aaron, der in Weimar sitzt, und möchte gern wissen, wie es mit ihm steht. Du, könntest wohl etwas von ihm zu erfahren suchen.

Kätchen.

Kätchen. Wie denn das?

Kilian. Wie viele Sperber sind jetzt vorräthig?

Kätchen. Nur viere.

Kilian. Genug! genug! —

Kätchen. Wozu?

Kilian. Kleide Dich recht fein und zierlich an. Schnüre Dich mit des Königs silberner Kette ein, und setze Deine beste Schaube *) auf. Nimm die Sperber, gehe damit nach Weimar, an des Grafen Hof, biete sie feil, und — Du bist klug! — sieh zu, ob Du etwas von Aaron erfahren kannst. Ich stehe über den Kerl Todesangst aus!

Kätchen. Gut! das will ich thun.

Kilian. Und sey fein freundlich und artig. Sprich von schlechter Nahrung, und dergleichen. Höre, was man von dem neuen König

*) Ein weiblicher Kopfputz damals, eine Art von Haube des damaligen Weiber-Staates. — In folgenden Jahrhunderten, die Benennung, einer Art von Schleiers oder Mantels.

König spricht, und dergleichen. Ueberhaupt, suche Deine Ohren und Augen allenthalben zu haben. — Verstehst Du mich?

Kätchen. Ja, ja!

Kilian. Laß Dich aber nicht ausforschen.

Kätchen. Seyd unbesorgt!

Kilian. Und gehe den Pfaffen aus dem Wege. Sie sind listig und zudringlich.

Kätchen. Ich will mich schon in Acht nehmen, daß sie mir nicht zu nahe kommen.

Kilian. Halte Dich zu den Zofen, die wissen mancherlei und sind geschwätzig. Gegen die Ritter sey artig, sieh ihnen freundlich in die Augen, und bitte sie, zuweilen bei uns einzusprechen. Gegen die Gräfinnen, sey demüthig, das mögen solche Damen gern haben! und schiele nicht nach goldenen Sporen *) wenn Du die Augen nieder schlägst.

Kätchen.

*) Das Zeichen der Ritterwürde, wie wir wissen. S. Rom. Gesch. der Vorzeit. I. Th. S. 63. — Dieses strahlende Vorzugszeichen, war freilich sehr in die Augen fallend, eben so gut, als heutiges Tages, ein Portepée. Kilian, kannte das Anzie-

Kätchen. Ich will meine Sachen schon machen!

Kilian. Nun, so gehe mit Gott! und komm bald zurück.

Unser Kätchen schmückte sich aufs zierlichste, nahm ihres Vaters Hausknecht mit, und trabte mit ihren Sperbern nach Weimar, auf die Hof-Burg zu.

Sie fragte nach der Frau Gräfin, und wurde wieder gefragt: was sie bei ihr zu suchen habe?

Auf

Anziehende dieses Strahlenzeichens für Weiberaugen, und gab deshalb Kätchen die weise Lehre, nicht darnach zu schielen. Er glaubte sogar, es sey weniger gefährlich den Rittern ins Auge, als auf ihre goldenen Sporen zu sehen. Sie mußten also ein sehr glänzender Magnet seyn. „Ex *auro* conflata *calcaria* sunt illa, quae aureo rutilant splendore; Et hoc modo rutilo stellarum fulgorem imitantur;“ — sagt Joh. Nikolai, in seiner Abhandlung: De calcarium usu et abusu, nec non juribus illorum. Francof. 1702. p. 47.

Auf ihre Antwort, wurde sie vorgelassen. Die Damen schlossen einen Kreis um die artige Wirthstochter, und diese, bot ihre Sperber feil.

Die Gräfin. Ich will die Sperber alle viere behalten, wenn Du billig bist.

Kätchen. Gewiß, Frau Gräfin! billig bin ich. — Für alle vier Sperber, sollt Ihr mir nur dreißig Groschen geben.

Ein Fräulein. Dreißig Groschen? Bist Du klug?

Kätchen. Ist das zuviel, für vier so schöne Sperber? — König Heinrich gab mir wohl für einen einzigen Sperber, ein Goldstück.

Gräfin. (lachend) Das gab er einem artigen Mädchen, aber nicht für einen Sperber!

Kätchen. Für weiter nichts, als für einen Sperber. — Es ist gewiß wahr!

Gräfin. (lachend) Nun ja doch! Der Landgraf, hat jetzt Geld.

Fräulein. Geistliches Geld!

Kätchen. Das ich von ihm erhielt, war noch von seinem eigenem Gelde.

Fräulein. Er war wohl oft bei euch?

Kätchen. O ja! — Diese silberne Kette, ist auch von ihm.

Gräfin. (lächelnd) Was der Mann nicht alles zu umketten weiß!

Fräulein. Er wird nun bald ins Feld ziehen müssen.

Kätchen. Gott erhalte ihn! — — Er will für mich sorgen.

Gräfin. Gut gedacht!

Kätchen. Ein armes Mädchen, wie ich bin —

Fräulein. Du bist arm? und trägst so schöne Sachen und Kleider!

Kätchen. Das sind Geschenke. — Ich aber, bin gewiß arm.

Gräfin. Dein Vater, hat doch gute Nahrung.

Kätchen. Wir bringen kaum unser Leben durch.

Fräulein. Und Dein Sperber Handel —

Kätchen. Es kaufen mir nicht immer deutsche Könige ab! — Ihr seyd reich, gnädige Frau! und könnt mir wohl dreißig Groschen für die Sperber geben.

Der Graf. (tritt ein) Dreißig Groschen für vier Sperber?

Kätchen. Ist das viel Geld? gnädiger Herr!

Graf. Ach nein!

Ein Hofherr. Wenig, ist's auch nicht.

Kätchen. Für den Herrn Grafen, ist's wenig genug!

Graf. Du sollst das Geld haben.

Gräfin. Und mir, gehören die Sperber.

Graf. Freilich!

Hofherr. Schön, sind die Vögel!

Graf. Wie ihre Verkäuferin!

Kätchen. (schlägt die Augen nieder.) Ach! arm bin ich wohl, aber schön bin ich nicht.

Graf. Nicht?

Kätchen. Ein armes, gemeines Mädchen, wie ich, kann gar nicht schön seyn. Die vornehmen Damen sind nur schön!

Graf. Ei, ei!

Hofherr. Wirst Du nicht bald heurathen?

Kätchen. Wenn mich ein Mann haben will, o ja! Bis jetzt, hat sich noch keiner gefunden.

Fräulein. Der königliche Landgraf will ja für Dich sorgen. — Er wird Dir schon einen Mann verschaffen.

Graf. Wie lebt Dein Vater?

Kätchen. Ihr solltet wohl zuweilen bei uns einsprechen, Herr Graf!

Graf. Ihr habt ja immer Gäste.

Kätchen. 's ist so arg nicht, wie man's macht!

Graf. Aber — zuweilen, mag's bei euch auch nicht gar zu ehrbar zugehen.

Kätchen. Wer sagt das? — Das können uns nur unsere ärgsten Feinde nachreden.

Glaubt's

Glaubt's nicht, Herr Graf! wir sind arm, aber ehrlich.

Graf. Dein Vater beherbergt Gauner.

Kätchen. Wer kann den Leuten in's Herz sehen? — Wir haben eine offene Herberge, und nehmen die Reisenden auf, ohne sie zu kennen. Wer bezahlt, findet Dach und Fach bei uns.

Graf. Dein Vater kennt seine Leute gewiß! — Wenn er nur nicht in Strafe fällt.

Kätchen. Wie das? edler Herr! — Ihr macht mir angst und bange.

Graf. Ein Jude, Aaron, sagt auf ihn aus.

Kätchen. (weinerlich) Das ist ein böser Mensch!

Graf. Es ist ein Glück, daß er ein Jude ist. Ein Jude, kann einen Christen wenig beschuldigen. — Aber — warne Deinen Vater, in meinem Namen.

Kätchen. (küßt ihm die Hand) Edler Herr! erlaubt mir, eine Bitte zu wagen.

Graf.

Graf. Nun?

Kätchen. Gebt uns Schutz, und ertheilt meinem Vater einen Schutzbrief.

Graf. Er sitzt ja unter dem Krommesdorfer und Tiefforter.

Kätchen. Ihr seyd ein mächtiger Herr, groß und berühmt, und könnt uns besser beschützen, als jene Junkherr. Ich will Euch jährlich in bloßem Kopf und in bloßen Füßen, einen schönen Sperber als Schutzgeld, überbringen, so lange ich hier lebe. (fällt nieder) Edler Herr! ertheilt uns armen Leuten einen Schutzbrief.

Graf. Steh auf, Kind!

Kätchen. Nicht eher, bis Ihr —

Graf. (nimmt sie bei der Hand) Steh auf!

Kätchen. Gewährt mir —

Graf. (hebt sie auf) Wie heißest Du? Nicht wahr: Kätchen?

Kätchen. So heise ich.

Graf. Ich will's überlegen. — Das Mädchen, soll gespeißt werden! — Geh in Frieden, Kind! Dein Geld, soll Dir ausgezahlt werden.

Kätchen. Ich will für Euch beten, und will Euch wie einen Vater lieben, Herr Graf! wenn Ihr mir —

Graf. Es soll überlegt werden! — Geheimschreiber! sorg für das Mädchen!

Der Herr Geheimschreiber Herbert, führte Kätchen zu den Hofzofen, zahlte ihr dreißig Groschen aus, und lies ihr Speißen und Wein vorsetzen.

Die Zofen hoben die Nasen empor, sprachen nicht mit Kätchen, verliesen endlich, eine nach der andern, das Zimmer, und liesen sie allein sitzen. Da machte sich Kätchen auf, gieng in die Stadt in den Gasthof zum Ring, suchte den Hausknecht auf, und gieng mit ihm wieder nach ihrer Sperber Herberge, zu.

Vor dem Stadtthor, unter den Weiden, stand Herbert. Er kam auf Kätchen zu, und sagte ihr, daß er sie in des Grafen Namen seiner Gnade zu versichern habe. Dann gab er ihr über den halben Weg das Geleite, und sprach sehr freundlich mit ihr. Sie, betrug sich nicht weniger artig.

Kätchen. Wenn Ihr etwa zuweilen einen Spazierritt machen wollt, so reutet doch auch einmal auf unser Wirthshaus zu. Es soll für Euch immer aufgetragen seyn. So gut es arme Leute haben!

Herbert. Ich danke Dir, liebes Kätchen!

Kätchen. Ihr wollt nicht bei uns einsprechen?

Herbert. O ja!

Kätchen. Und, recht bald?

Herbert. So bald, als möglich.

Kätchen. Ich werde mich recht freuen, Euch bei uns zu sehen!

Herbert. Mich bei euch zu sehen? — Mich?

Kätchen. Euch, guter Herr!

Herbert. Wenn ich aber nun recht oft käm?

Kätchen. Das wär schön!

Herbert. Täglich?

Kätchen. Noch schöner!

Herbert. Würde es da nicht scheele Augen setzen?

Kätchen. Scheele Augen? — Ihr werdet mich immer freundlich antreffen.

Herbert. Ich meine — — Wenn nun etwa Dein Liebhaber —

Kätchen. Ich habe noch keinen Liebhaber.

Herbert. Wirklich nicht?

Kätchen. Gewiß nicht!

Herbert. Das sollte mich wundern!

Kätchen. Mich nicht. — Wir leben ganz abgesondert, und allein. Ich bin ein armes Mädchen, und — — Wer sollte sich in mich verlieben? Einen Bauer, mag ich nicht heurathen, und ein anderer, wird mich nicht ha-

ben wollen. Ich werde wohl eine alte Jungfer werden und bleiben müssen.

Herbert. Ach nein!

Kätchen. Ich möchte freilich wohl, gern einen hübschen Mann haben, aber — er müßte doch etwa so von Euerm Standte seyn. Und so einer, wird allenthalben eine bessere Frau finden, als mich armes Thier. — Ja, wenn ich allenfalls noch schön wär! —

Herbert. Bist Du nicht schön?

Kätchen. Nicht ein bischen!

Herbert. Aber, viel?

Kätchen. Ich, wüßte wenigstens nichts davon.

Herbert. Du wirst schon wissen, was Du wissen willst.

Kätchen. Ich weiß herzlich wenig. Ich bin überhaupt ein bischen dumm. Nicht wahr?

Herbert. Du bist eine Spitzbübin!

Kätchen. Und Ihr fürchtet Euch nicht, mit mir zu gehen? Wenn ich Euch nun be-

stehlen wollte? — Nein! ich bin keine Spitz-bübin. Wär ich eine, ich würde Euch gleich etwas abnehmen.

Herbert. Was denn wohl?

Kätchen. Etwas, das ich nie von Euch gutwillig bekommen würde.

Herbert. Was könnte denn das wohl seyn? — Etwa diese Kette?

Kätchen. Nein!

Herbert. Diesen Ring?

Kätchen. Ein Ring, ist wohl hübsch! Aber man muß ihn geschenkt bekommen, sonst ist er nicht halb so hübsch. — Der Ring, ist's aber auch nicht, den ich Euch stehlen möchte. — Denkt darüber nach.

Herbert. Du mußt mir's sagen.

Kätchen. Nein!

Herbert. Ich halte Dich fest.

Kätchen. Das könnte mir wohl gar lieb seyn.

Herbert. Ich setze Dir den Dolch auf die Brust.

Kätchen. Da ist meine Brust.

Herbert. (küßt sie) Kätchen! Du —

Kätchen. Pfui! — Auf die Brust hat mich noch niemand geküßt, als Ihr. Der Hausknecht hat's gesehen! — Nun erfahrt Ihr's gar nicht.

Herbert. Ich bestehle Dich!

Kätchen. Um was? — Ich habe nicht viel.

Herbert. (küßt sie) Leb wohl! liebes Kätchen!

Kätchen. Ei! Ihr seyd wirklich ein Dieb!

Herbert. Du sollst mich dafür wieder bestehlen.

Kätchen. Auf diese Art, geschieht's gewiß nicht. — Kommt wohl nach Hause!

Der Sperberwirth erwartete ungedultig die Zurückkunft seiner Tochter und war ihr bis an den Wyhe Brunnen *) entgegen gegangen, wo er

*) Der Brunnen oder Quell, in jener Gegend führt noch diesen Namen. Vermutlich war sein Wasser

er sie endlich erblickte, und als sie zu ihm kam, sie sogleich bei der Hand nahm und ängstlich fragte:

„Nun? welche Botschaft bringst Du mir?“

Kätchen referirte getreulich, was zu referiren war. Nach und nach, fieng Kilian an, ruhiger zu werden.

Er. Mädchen! — Ich denke es wird alles gut gehen. Du hast einen sehr klugen Einfall gehabt, den Graf um einen Schutzbrief

ser zum gottesdienstlichen Gebrauch geweiht, wie denn gar vielerlei um Weimar herum, geweiht war. Selbst die Stadt, war eine angelegte und gegen die Heiden, (Sorben und Wenden,) geweihte Mark, eine Grenzstadt der deutschen Ritter. Ihr ehemaliges Walten daselbst, ist noch überall sichtbar. Wir finden ihr Ordenskreuz, an und auf der Hauptkirche zu Weimar, und eine Straße, führt noch den Namen: Rittergasse. Von der Benennung einer geweihten Mark, hat auch Weimar am wahrscheinlichsten seinen Namen erhalten, aber nicht von Weinbergen, oder dergl. Vinaria, ist ein neuer Name der Stadt, die ältesten Urkunden geben ihn alle in Bezug auf Wihemarca, an. Anderswo, weitläuftiger darüber.

brief zu ersuchen. Erhalte ich den, so bin ich ein gedeckter Mann. Verdirb mir's nur mit dem Geheimschreiber nicht.

Sie. Sorgt nicht!

Er. Der kann uns erschrecklich viel helfen. — Daß das Zeugniß eines Juden und seine Aussage, einen Christen nicht völlig verdächtig machen können, ist auch sehr gut. Nun werden doch endlich einmal meine schlaflosen Nächte sich endigen. — Es ist auch recht fein, daß Du Deine Sperber angebracht hast. Gieb mir zehn Groschen von dem Gelde, daß ich dem Krommesdorfer und Tiefforter das Schutzgeld zahlen kann. Sechs Groschen wollen wir dem Wunderbilde zu Heußdorf opfern, und der Ueberrest, ist Dein. — Sieh nur zu, daß Du den Geheimschreiber anziehen kannst, damit wir seine Freundschaft, und durch ihn, den Schutzbrief für unsern Sperberhof erhalten können.

Sie. Herbert kömmt gewiß! und dann — laßt mich nur machen.

Er. Aber, — Kätchen! Behutsamkeit und Vorsicht. Er muß sich von Dir wohl binden lassen, aber er muß Dich nicht binden können.

Sie. Wir wollen uns wechselseits binden, und binden lassen.

Er. Binde ihn nur fein fest!

Sie. Ja doch!

Er. Daß er nicht entwischen kann.

Sie. Ich will ihn schon halten. — Er gefällt mir auch.

Er. Ueberlaß Dich dem Gefallen und Deinen Gefühlen nur nicht zu sehr! — Alles was Du thust, thu zu Deinem Vortheil.

Sie. Gewiß!

Zwei Tage darauf, sas Kätchen singend vor der Hausthür und putzte Gemüs. — Sie hörte Pferdegetrappel, sprang auf, und sah Herberten geritten kommen. Sogleich machte sie sich zu seinem Empfang bereit.

Kätchen.

Kätchen. Willkommen!

Herbert. Grüß Dich Gott! liebes Mädchen.

Kätchen. Nun! das heißt doch Wort gehalten.

Herbert. Nicht wahr?

Der Hausknecht zog Herberts Pferd in den Stall, und der Herr Geheimschreiber nahm Platz unter der von Kilian, so genannten Kaiser Linde, auf der Königsbank. Kätchen brachte ihm sogleich einen Krug Bier und that sehr auffallend geschäftig. Das entgieng dem willkommenen Gaste nicht. Er bemerkte diese freundliche Geschäftigkeit, und bemerkte sie gern.

Sie. Ich trinke es Euch zu!

Er. Ich danke Dir. (trinkt) Das hat doppelt gut geschmeckt!

Sie. Unser Sperber Bier ist gut!

Er. Wo ist Dein Vater?

Sie. Er ist nach Tiefort gegangen.

Er. Du bist also allein im Hause?

Sie. Kann ich Euch sonst noch womit dienen?

Er. Setz Dich zu mir.

Sie. Recht gern. (setzt sich) Ich bin recht froh, daß Ihr Wort gehalten habt und zu uns gekommen seyd.

Er. Froh?

Sie. Recht froh!

Er. Du siehst mich also gern?

Sie. Warum sollt' ich Euch nicht gern sehen?

Er. Es freut mich, daß Du mich gern siehst. Wie gern ich Dich aber sehe, kannst Du daraus sehen, daß ich mein Versprechen so bald erfülle.

Sie. Es sind doch schon zwei Tage indessen verflossen.

Er. Zählst Du so pünktlich?

Sie. Nur, wenn ich auf etwas hoffe.

Er. Du hast also auf meine Ankunft gehofft? — Unmöglich!

Sie. Zweifelt doch nicht, daran! — Wie ich es sage, meine ich es auch.

Er. Gieb mir Deine kleine, runde Hand darauf.

Sie. (giebt ihm die Hand) Da!

Er. (drückt ihr die Hand) Wenn ich sie nun behielt, diese Hand? — Wenn ich spräch: Nun ist sie mein! Wie da?

Sie. Das werdet Ihr nicht sagen. Oder, wenn Ihr es wirklich sagtet, so wär's doch nur Euer Spas.

Er. Meinst Du? — — Wenn es aber nun kein Spas, wenn es mein Ernst wär?

Sie. Ach! geht doch!

Er. Wenn es mein völliger Ernst wär?

Sie. Ihr schäkert!

Er. Warum willst Du nicht antworten?

Sie. Je nun! wenn Ihr wirklich Gefallen daran habt, so behaltet sie. — — Seht! — Jetzt, schweigt Ihr gleich.

Er. Mein Herz spricht.

Sie. Ich höre nichts. — Was spricht denn Euer Herz?

Er. Es spricht: Herbert, ist dem artigen Kätchen herzlich gut.

Sie. Das spricht Euer Herz?

Er. Das spricht es.

Sie. Ei! über das Herz!

Er. Und was sagt denn Dein Herz dazu?

Sie. Das sagt — — Es sagt —

Er. Was denn?

Sie. Es sagt: Das höre ich gern.

Er. Meint's Dein Herz auch ernstlich?

Sie. So, fragt es das Euerige.

Er. Das meinige, ist gar ein gutes, wohlwollendes Herz.

Sie. Das meinige auch. — Nehmt's nicht übel, daß ich es selbst lobe. Aber, ich bin so zufrieden damit, daß ich es loben muß.

Er. Ist es treu?

Sie. So treu, wie möglich! — Es ist ein gutes Ding, mein Herz. Ihr könnt mir das auf's Wort glauben.

Er. Du kennst es also ganz genau?

Sie. Ganz genau. — Wir haben ja lange genug schon mit einander gelebt, und müssen uns also doch wohl auch kennen.

Er. Und dieses gute Herz, willst Du mir schenken?

Sie. Ich verschenke nichts, wenn ich nicht etwas dagegen erhalte.

Er. Wenn ich Dir nun mein Herz im Tausch, anbieten wollte?

Sie. Seht Euch vor!

Er. Wie so?

Sie. Ich könnte es annehmen. Und — was ich einmal nehme, halte ich gar fest.

Er. Ich auch. — Also, der Tausch, soll vor sich gehen?

Sie. Dürft Ihr auch tauschen?

Er. Wie meinst Du das?

Sie. Ich meine: Seyd Ihr auch Herr und Eigenthümer von Euern Guthe, das Ihr vertauschen wollt? Ist's nicht etwa schon verpfändet?

Er. Nein.

Sie. Ihr lebt unter so vielen hübschen Gesichtern. Ihr seht täglich so viele artige Zofen und Mädchen —

Er. Aber doch kein Kätchen!

Sie. Und da sollte Euer Herz niemals verpfändet worden seyn? Das kann ich nicht recht glauben.

Er. Dennoch, ist es wahr!

Sie. Und — bedenkt einmal, wie es Euch ergehen würde, wenn es hies: der Herr Geheimschreiber des mächtigen Grafen zu Weimar, hat sein Herz an ein Wirthsmädchen verschenkt! — Die Hofweiber, lachten Euch ja alle aus.

Er. Wenn es aber heißen würde: Kätchen ist schön, hat ein gutes Herz —

Sie. Da hat sie wenig genug, wenn sie weiter nichts hat! würde es heißen.

Er. Mit diesem kleinen, großen Reichthum, ist ihr Liebhaber zufrieden; würde er sagen. Er ist glücklich! würde er, frohlocken.

cken. Und, würde er hinzu setzen; er wünscht sein Liebchen auch glücklich zu machen.

Sie. Das wird dem Liebchen wohl gefallen!

Er. Nicht wahr? liebes Kätchen!

Sie. Ach! Ihr wißt wohl — — Da kömmt der Krommesdorfer Junkherr gesprengt!

Er. Der weiß gewiß, daß Dein Vater nicht daheim ist!

Sie. Er ist ein Schutzherr von uns, und wir müssen uns viel von ihm, und von dem Tieforter Marschalk gefallen lassen.

Er. Du auch?

Sie. Ach! wenn uns doch Euer Graf einen Schutzbrief geben wollte! —

Wigbert stieg vom Rosse und trat in die Umzäumung. Als er Herberten erblickte, stutzte er. Er gab seinem Knappen den Zügel seines Rosses, und gieng auf das Pärchen zu.

Wigbert. Glück auf, Kätchen!

Kätchen. Seyd willkommen!

Wigbert. Ist das nicht der Herr Geheimschreiber von der Hornsteiner Burg?

Herbert. Der bin ich.

Wigbert. Willkommen in der Sperber Herberge! — Kätchen! wo ist Kilian, der Sperber Vogt?

Kätchen. In Tiefort.

Wigbert. Aha! — Habt Ihr Nachricht vom neuen Könige erhalten?

Kätchen. Noch nicht.

Wigbert. Seine Angelegenheiten sollen gut stehen. Er wird nun ins Feld rücken. — Einen Krug Bier, Kätchen!

Kätchen. Gleich! — Auch einen Krug Bier für Euern Knappen?

Wigbert. Auch. — — Wie geht's Herr Geheimschreiber? Wie lebt Graf Wilhelm in Rothenstein?

Herbert. So viel ich weiß, still und glücklich. *)

Wigbert.

*) S. Rom. Gesch. der Vorzeit. V. B. S. 91.

Wigbert. Da thut er wohl daran! Im Stillen muß er freilich jetzt leben.

Herbert. Seine Metta, ist seine Welt.

Wigbert. Eine staubichte Welt, voll Mehlstaub! Doch, das giebt Brod und Lebensglück. Was will er mehr, haben?

Kätchen. (bringt Bier) Wohl bekomm's Euch!

Wigbert. Dein Wohlergehen, schöne Sperber Prinzessin!

Kätchen. Ihr spottet immer!

Wigbert. Scherz! — Nichts als Scherz; Kind! — Wir wissen ja doch, wie wir mit einander stehen.

Kätchen. Wißt Ihr das?

Wigbert. Warum nicht?

Kätchen. Ei!

Wigbert. Ei hin! Ei her! meine allerliebste Sperber Schöne! Du bist jetzt noch meine Untersaßin, und ich, bin Dein Schutzherr. Also muß ich auch wissen, wie wir mit einander stehen.

Kätchen. In dieser Rücksicht freilich — und als unser Schutzherr —

Wigbert. Nicht so gedehnt! — Du sprichst ja sonst nicht so.

Kätchen. Aber, jetzt.

Wigbert. Jetzt? — Jetzt, sollst Du eben so sprechen, wie Du immer gesprochen hast. Du sollst fein freundlich und artig seyn, wie Du es sonst warst. Die Geschenke des neuen Königs haben Dir die Nase ganz hinaufgeschoben.

Kätchen. Ihr seyd gewiß in Erfurt zum Weine gewesen?

Wigbert. Nein! ich komme aus dem Forst und bin durstig. — Schenk den Krug noch einmal voll, holder Sperber Engel! — Wie geht's jetzt auf Hornstein zu?

Herbert. Wie immer.

Wigbert. Dort ist man lustig und guter Dinge. Das ist sehr zu loben. Man muß das Leben zu genießen wissen.

Herbert. Das versteht Ihr gewiß!

Wigbert. O ja! — Nur, die Langeweile quält mich zuweilen teufelisch arg.

Herbert. Zieht in den Krieg.

Wigbert. Erst, will ich heurathen, daß mein Stamm nicht ausstirbt. Wißt Ihr kein Mädchen für mich?

Herbert. Ihr reutet ja allenthalben herum, und werdet die adelichen Jungfrauen besser kennen, als ich.

Wigbert. Eine Fremde, will ich haben. Vor allen andern, eine Schwäbin. Das sind feiste Mädchen!

Herbert. So reutet nach Schwaben.

Kätchen. Hier, ist Bier!

Wigbert. Gieb her, schönster Sperber Schatz!

Kätchen. Ewig das Sperber Wesen!

Wigbert. Das Sperber Wesen nährt Dich, und Deinen Vater. Wenn doch der Narr hier wär! Ich wollte ihn fragen: ob er mit mir nach Schwaben auf die Brautschau, reuten wollte.

Kätchen. Er kann, nicht abkommen.

Herbert. Ich werde ihn wohl nicht erwarten können!

Kätchen. (ängstlich) Ach! bleibt doch noch ein wenig hier. — Ich lasse Euch nicht fort.

Wigbert. Da müßt Ihr bleiben!

Kätchen. Ich bitte Euch, noch ein wenig zu verweilen.

Wigbert. Da müßt Ihr, bei Gott! bleiben. Kätchen kann gar zärtlich bitten.

Kätchen. Wißt Ihr das?

Wigbert. Ich höre es ja! — Du bist eine Spitzbübin! Das könnt Ihr glauben, Herr Geheimschreiber! dieses Mädchen, ist ein Ausbund der Durchtriebenheit. Verstellen kann sie sich, wie ein hungeriger Waldbruder, lügen kann sie, wie ein Lanzenknecht, und ihr Handwerk versteht sie, trotz der geübtesten Gaukelspielerin.

Kätchen. Junkherr! Das ist erlogen.

Wigbert. Ich sage Dir alles noch einmal in's Gesicht hinein.

Kätchen. Weil Ihr ein Junkherr seyd, und ich, bin nur ein armes Wirthsmädchen, so treibt Ihr's auf meine Unkosten gar schlimm mit mir. Das ist aber unchristlich von Euch gehandelt, daß Ihr es nur wißt! (weint) Ich habe Euch niemals beleidiget, und Ihr sprecht mir so geradezu, vor fremden Leuten, Ehre und Rechtschaffenheit ab. Ihr macht mich zu einer Betrügerin und gebt mir böse Namen; das ist von Euch gar nicht edel gedacht.

Wigbert. Klag's Deinem König, damit ich um Schloß und Leute komme! — Glaubst Du denn nicht, daß ich Dich kenne? Mich macht ihr nicht blind, weder Du, noch Dein ehrlicher Vater. Ihr seyd beide ausgelernte Gaukelspieler. Und Du, gleichst der Ilm Nixe welche die Vorübergehenden mit glatten Reden und sanfter Stimme zu sich lockt, um sie zerreissen zu können.

Kätchen. (weint) Diese entsetzlichen Beleidigungen, kann ich Euch nie vergeben!

Wigbert. Warum nimmst Du Dich denn der Sache so sehr an. Wenn ich Unwahrheiten geredet habe, so solltest Du meine Rede verachten. Aber, ich habe Dich getroffen, da, wo es Dir wehe thut. Natürlich mußt Du weinen!

Wigberts Knappe kam, und sagte seinem Herrn etwas in's Ohr. Sogleich zog dieser seine Handschuhe an, stürzte sein Bier hinab, sprang mit einem Lebetwohl! davon, warf sich auf sein Roß, jagte fort, und der Knappe, hinter ihm d'rein.

Kätchen weinte noch immer, und Herbert, saß nachdenkend neben ihr. — Nach einer starken Pause, kam's endlich wieder zum Gespräch.

Sie. Nun habt Ihr's selbst gehört, was man sich alles von diesen Junkherrn gefallen lassen muß. Solche schändliche Beschuldigungen bürdet man einem armen wehrlosen Mädchen

chen ungeahndet auf. Es ist himmelschreiend! — Wer mich nicht kennt, der kann das alles glauben, was der gottlose Mensch von mir sagte. — Glaubt mir nur! es war lauter Bosheit und Grimm in seinen Reden. Ich habe seinen vornehmen Vertraulichkeiten immer Schranken zu setzen gewußt, und nun wurmte es ihn, Euch hier sitzen zu sehen. Neid und Aerger blickten ihm aus den Augen. Er hätte mich und Euch vergiften mögen. An Euch, durfte er sich nicht wagen, da fieng er mit mir an, weil er mich ohne Vertheidiger wußte. Ach, du lieber Himmel! ich kann nicht wieder froh werden, und wenn Ihr auch nur von dem allen, was er sagte, die Hälfte glaubt.

Er. (kalt) Ich glaube gar nichts davon.

Sie. (heftig) Der Junkherr ist der allerabscheulichste Verläumder unter der Sonne! — — Ach! was werdet Ihr nun von mir denken?

Er. Das nicht, was der Junkherr von Dir denkt, — — Aber, — es wird spät, und

Dein Vater, bleibt zu lange weg. Ich muß fort.

Sie. (weint) Der elende Mensch hat mir meine Ehre und meinen guten Namen geraubt!

Er. Das kann er nicht.

Sie. Ich armes Mädchen!

Er. Sey ruhig!

Sie. Ich bitte Euch, bei allen Heiligen! nehmt Euch meiner an, und verschaft uns den Schutz des Grafen, daß wir diesem Raubjunkherr den Schutz absagen können. Ich bleibe sonst gewiß nicht hier. Lieber will ich eine Klostermagd werden, als mich solchen Beschuldigungen ausgesetzt wissen.

Er. Schlaf wohl!

Sie. Lebt wohl, guter Herr! Vergeßt mich armes, unglückliches Mädchen nicht.

Er. Beruhige Dich. Grüß Deinen Vater von mir, und leb wohl!

Sie. Ach! — Ihr seyd auf einmal ganz anders geworden. — Ihr seyd nicht mehr so, wie Ihr wart, ehe der Ehrenräuber kam.

Er.

Er. Das glaubst Du nur. — Gute Nacht!

Sie. Alle gute Engel mit Euch!

Herbert ritt rasch davon, und Kätchen, blieb weinend zurück.

So fand sie Kilian, der bald darauf, von Tiefort zurück kam.

Es kam zu Erklärungen. Kätchen, erzählte ihm alles, was während seiner Abwesenheit vorgefallen war, und Kilian, wurde sehr grimmig.

Kilian. Es ist zum Erbarmen, wie die Schufte mit uns umgehen! Der Tieforter, wollte mir gar zumuthen, Dich auf sein Schloß zu thun. Er wollte Dich zu seiner Bettmeisterin machen, sagte er. — Gieb acht! sie haben einen Anschlag auf unser Unglück.

Kätchen. Wir sind recht zu beklagen!

Kilian. Putze Dich morgen, so gut Du kannst und geh wieder nach Weimar zum Grafen. Wirf Dich vor ihm nieder, und steh nicht

eher wieder auf, bis Du einen Schutzbrief für uns, von ihm erhalten hast.

Was der Vater befahl, that die Tochter. Sie schmückte sich zierlich und eilte zum Grafen nach Weimar. Der Graf schien gerührt zu seyn, und hätte ihr gewiß den Schutzbrief auf der Stelle ertheilt, aber seine Gemalin kam dazu. Er nahm sogleich eine andere Miene an, und sagte: „ich will sehen, was ich in dieser Sache thun kann." — Damit, verlies er sie, und Kätchen, eilte zu dem Geheimschreiber, der sich aber vor ihr verläugnen lies.

Als sie die Burg verlies, kam ihr der Kaplan nach, und gab ihr im Namen der Gräfin die Weisung; es nicht wieder zu wagen und ihrem Gemal aufzulauern, sonst würde man sie ohne Barmherzigkeit in's Burg Verlies werfen.

Der Kaplan nennte sie eine freche Dirne, und sie verlies, heftig weinend, die Burg und die Stadt.

Kilian war sehr betroffen, als er vernahm, was geschehen war, und Kätchen, wollte sich nicht trösten lassen. Sie weinte und schimpfte, sie klagte und betete, und sah weder Hülfe noch Rath, ihrem Unglück zu entgehen.

Einige Zeit darauf, brachte ein Schloß-knecht einen Brief von dem Geheimschreiber. Er war an Kätchen gestellt, und ein vazirender Schulmeister aus Franken der sich eben damals in der Sperberherberge befand, den Kilian zu bereden suchte, Reuterdienste unter König Heinrichs Heer zu nehmen, las dem Vater und der Tochter das Brieflein vor, welches also lautete:

„Gott zum Gruß, mein liebes Kätchen!

„Es hat mir sehr leid gethan, Dich neulich „nicht sprechen zu können, als Du auf Hornstein warst; aber, es konnte nicht seyn. Die „Frau Gräfin ist eifersüchtig auf ihren Gemal „und glaubt, ich sey der Kuppler einer unge-

„bühr-

„bührlichen Liebschaft zwischen ihm und Dir.
„Deshalb, muß ich mich Deiner Bekanntschaft von nun an, enthalten. Deinem Vater sag, daß die Aussagen des Juden Aaron, „und noch eines andern eingebrachten Landstreichers, ihm und seiner Herberge, gefährlich werden. Sucht euere Herberge an „den Mann zu bringen, so bald ihr könnt, „und zieht in ein anderes Land. Wird die Gefahr ganz dringend, so will ich Dir es wissen „lassen. Leb wohl!

Herbert.“

„Schlag auf Schlag!“ seufzte Kilian, und wurde ängstlich und nachdenkend.

„Ach! wir sind verloren!“ — weinte Kätchen und rang die Hände.

Der Exschulmeister Asmus aber, nahm eine wichtige Miene an, und gieng nachsinnend auf und ab.

Kätchen. Wir sind unglücklich! — Vater! verkauft die Herberge, ehe sie uns zerstöhrt wird, ehe Ihr eingezogen und in's Gefängniß geworfen werdet.

Kilian.

Kilian. Alles Unglück schlägt über mich zusammen! — Ach, ich armer Mann!

Kätchen. Ich unglückliches Mädchen!

Kilian. Mein armer Sperber Hof!

Asmus. Freund! nicht den Muth, nicht den Kopf verloren.

Kilian. Der Teufel mag bei solchen Unglücksfällen Muth haben!

Asmus. Was Unglück! was Unglück! Seht mich an, und lernt einen Unglücklichen kennen. Ich habe aber Muth, mich zu retten.

Kilian. Ich nicht.

Asmus. Ich rette Euch mit mir.

Kilian. Mich?

Asmus. Euch beide. Dich und Deine Tochter.

Kätchen. Ihr? — Seyd Ihr nicht selbst in der größten Verlegenheit? Verjagt und brodlos?

Asmus. Ein Exulant bin ich, das ist wahr. Aber, ich weiß Mittel, mir auf eine

andere Art, als durch's Schulmeistern, Brod zu verdienen. Wollt ihr mich anhören, wollt ihr mir folgen, so sind wir alle gerettet, und geborgen. Ein Gott gab mir diesen Einfall ein.

Kilian. Nun, so redet! — Wie können wir uns retten?

Asmus. Habt ihr Fastnachtsspiele gesehen?

Kilian. Genug in meinem Leben, in Schwaben. Da sind sie zu Hause.

Kätchen. Ich habe ein einziges im vorigen Jahr zu Naumburg gesehen.

Asmus. Nun gut! Ihr habt doch also Begriffe davon.

Kätchen. Ach ja!

Asmus. Das ist schon Etwas!

Kilian. Wozu?

Asmus. Kennt ihr Leute, die umherziehen an die Höfe der Fürsten und Herrn, und für Geld und gute Belohnung dieselben durch Sang und Saitenspiel ergötzen?

Kilian. O ja!

Asmus. Leute, die auch ausser der Fastnachtszeit schöne Geschichten und Erzählungen redend und handelnd aufführen?

Kätchen. Es haben vorigen Herbst welche hier bei uns gelegen, die spielten und sangen gar lustig, und stellten die Geschichte von der keuschen Susanna vor.

Asmus. Herrlich! herrlich! Diese Leute, verdienen viel Geld, sind geschätzt und verehrt an den Höfen. *)

Kilian.

*) Diese Mimen, Possenreißer, Spielleute, (Joculatores) wie sie genennt wurden, zogen an den Höfen der Fürsten und Edelleute herum, dieselben bei öffentlichen Festen, Beilagern, und unter der Mahlzeit, durch Musik und Gesang, Tanz, Erzählungen und allerhand pantomimische Künste zu belustigen. Das geschah schon im XI. Jahrhundert in Deutschland. Kaiser Heinrich III. schickte eine unendliche Menge solcher Leute, die sich zu Ingelheim auf seinem Beilager einfanden, ohne Speiße und Geld, sehr traurig fort. (S. Hermanni Contracti Chronicon ad annum 1043.) Der Erzbischoff von Bremen, Adelbert, jagte diese Leute aus seinem Lande, weil ihre Vorstellungen sehr unzüchtig waren. Kaiser Fried-

Kilian. Das ist wahr!

Asmus. Merkt ihr nicht, wo ich hinaus will?

Kilian. Beinahe!

Asmus.

rich II. war im XIII. Jahrh. eben ein solcher Histrionenhasser, wie Heinrich III. und hielt das Geld für weggeworfen, welches ihnen gegeben wurde. Sein Beispiel war ansteckend, und weil er selbst kein Freund der Kunst war, wollte er auch nicht haben, daß andere Leute etwas für dieselbe thun sollten. „Imperator suadet principibus, ne *histrionibus* dona solito more prodigialiter effundant, judicans, maximam dementiam, si quis bona sua *mimis* vel *histrionibus* fatue largiatur.“ S. Lehmanns Speierische Chronik. S. 366. — — Flögel sagt (Gesch. der Komischen Litteratur IV. B. S. 284.) von den Histrionen im XIII. Jahrhundert: „Man bemerkt, daß die Histrionen und Jokulatoren in diesem Jahrhundert, wie in den neuern Zeiten, von den Menschen geehrt und von den Gesetzen verfolgt wurden. Die Fürsten und andere Großen hegten sie an ihren Höfen, und der Sachsenspiegel erklärt sie für rechtlos, (ehrlos.) Wenn sie starben, fiel ihre Erbschaft der Obrigkeit heim.“ S. Schmidts Geschichte der Deutschen. III. Th. S. 102. — Es ist zu bedauern daß wir von dem Leben und Weben dieser Leute aus jenen Zeiten nur wenig Nachrichten übrig haben und auf-

finden

Asmus. Diese Leute, Histrionen, Kommödianten genannt, verdienen viel Geld und leben wohl. Ich kenne deren welche, die goldene Gnadenketten tragen, sich Geld sammeln, und ihr Alter oft im Schutze eines Fürsten gar ruhig verleben. — Könnt ihr noch wählen, es eben so gut zu haben, wie es diese Kinder der Freude haben? Ich weiß, was dazu gehört und ergreife mit Vergnügen die Gelegenheit mein Brod mit Freuden zu erwerben. Seht ihr euern Vortheil ein, so thut ihr eben das, und wir sind glücklich und versorgt, indem wir für uns selbst sorgen, damit andere für uns sorgen müssen.

Kätchen. Vater! was sagt Ihr dazu?

Asmus. Verkauft Euere Herberge Freund! und wir haben Geld in den Händen uns Kleider zu kaufen in welchen wir Könige und Heilige vorstellen können. Ich setze die

finden können. Indessen, wissen wir doch, sie waren da, und was aus jenem Zeitalter sich nachrichtlich von denselben auftreiben lies, habe ich (versteht sich, mit romantischer Lizenz!) benutzt.

Spiele auf, und wir sagen sie her und singen sie ab. Ich spiele die Harfe und singe auch nicht uneben. Kåtchen, hat eine schöne, helle Stimme, Ihr seyd ein gewandter Mann, und ich verstehe den Rummel auch. Gesetzt nun, wir repråsentiren die Geschichte der keuschen Susanna, so ist Kåtchen die Susanna, wir, sind die beiden Richter, und da dürfen wir nur euern Hausknecht mitnehmen, der spielt den Daniel, und alles ist gut.

Kåtchen. Die Susanna, wollte ich wohl recht rührend vorstellen.

Asmus. Stossen wir etwa auf ein paar geschickte Histrionen, so verleiben wir sie unserer Bande ein, und geben Stücke von stårkerem Umfange. Ihr seyd das Haupt der Bande, und wir können uns die Sperber Bande nennen. Nebenher, kann Kåtchen immer auch noch mit Sperbern handeln, und der Verdienst ist doppelt. — Zuerst, ziehen wir dem König Heinrich nach —

Kåtchen. Ach ja!

Asmus. Der wird uns schon beschützen.

Kätchen. Gewiß!

Asmus. Ausser der Susanna, können wir auch aufführen, etwa, die listige Delila. Kätchen, macht die Delila, ich, spiele den Simson, denn ich kann erschrecklich schreien, und Ihr, und der Hausknecht, seyd die Philister. Dieser, kann auch vorher, den Löwen vorstellen. — Ferner, können wir geben, die schöne Esther.

Kätchen. Ich bin Esther!

Asmus. Kilian, kann den König Ahasverus spielen, der Hausknecht, den Haman, und ich bin Mardachai. Zuletzt, kleide ich mich als Pickelhäring an, und mache lustige Schwänke. Da sollen die Weiber roth werden, bis über die Ohren, wenn ich ihnen die Wahrheit fein glimpflich *) sage, und artige Zötlein in meine Rede mit einmenge.

*) Man kann sich das fein glimpflich dieser Zeiten vorstellen, wenn man nur die Wahrheiten in dem Tone nachfolgender Zeiten gesagt, erwägen will. Hier ist ein Beispiel, aus dem XIV. Jahrhundert genommen aus dem bekannten Narrenschiff des Satirikers Sebastian Brand, in welchem

Kätchen. Das wird schön anzuhören seyn!

Asmus.

chem er den Frauenzimmern ein paar Worte an's Herz legt.

„Einer Jungfrow übel anstaat
Wenn sy zu sehr verhüllet gat.
Sie soll ouch nit zu keyner Zyt
Zu eng tretten, ouch nit zu wyt.
Ein Jungfrow soll nit hynter sich
Sehen, das siat ihr züchtiglich.
Ouch nit mit den Ougen winken
Will sie an Ehren nit hinken.

— — — — —

Die Töchter tragen ouch izt das
Was etwan Dirnen schändlich was,
Wyt ausgeschnidten Schuh, Schüben, Röck,
Das man die Milchsäck nit bedeck,
Wickelnd viel Hudeln in die Zöpf,
Groß Hörner machens an die Köpf,
Gaffend grad daher wie wilde Thier,
Werfen die Ougen hin und her,
Lachen, gaffen alle Winkel an,
Und thout eins ums andre traben,
Damit verführens die Knaben,
Die sy grüßen und gaffen an."

S. Meisters Beitr. zur Gesch. der deutschen Sprache. I. Th. S. 252. Angeführt in Flögels Gesch. der Kom. Litteratur. III. Th. S. 109. 110. — Andere, z. B. Murner, fallen noch derber aus.

„Das

Asmus. Laßt mich nur machen! — Der Pickelhäring soll allen recht wohl gefallen.

Kätchen. Vater! bedenkt Euch nicht lange. Wir wollen's thun! — Da kann ich Prinzessinnen und Edeldamen vorstellen.

Asmus. Freilich!

Kätchen. Allerliebst! — König Heinrich, wird uns mit Freuden aufnehmen. Wir ziehen mit ihm, und spielen allenthalben vor ihm.

Asmus. Das versteht sich!

Kätchen. Wie wird sich der gute Herr freuen, mich als Prinzessin gekleidet zu sehen! — Als Prinzessin, muß ich zum erstenmal erscheinen, *) wenn wir vor dem Könige spielen. Als Esther. Nicht wahr?

 Asmus.

„Das Haupt, die hendt, die Füß, die brüst,
Und alles, was an weibern ist,
Es guckt und lockt alles zusammen."

Ebendas. III. Th. S. 206. u. a. a. O. m.

*) Belege zu neuern Aktrisen Forderungen. Die Menschen waren sich immer gleich.

Asmus. O ja!

Kätchen. Vater?

Kilian. Nun dann! — Meinetwegen!

Kätchen. Ihr willigt ein?

Kilian. Ja.

Kätchen. Allerliebster Vater!

Asmus. Frisch an's Werk!

Kilian. Der Freisasse Ambs in Krommesdorf hat Geld. Zu ihm will ich gehen. Der kauft mir meinen Gasthof gewiß ab.

Nun setzte Asmus sich nieder und verfertigte Possen und Schauspiele. Kätchen nähte Kleider zusammen und Kilian, verkaufte seinen Sperber Hof an den Nachbar Ambs sehr vortheilhaft.

Ein Wäglein wurde gekauft und ein davor gespanntes ausgedientes Ritter Roß, zog die ganze Bande mit allen Dekorationen und Kleidungsstücken auf demselben, geduldig fort. Kätchen sas auf einem Garderobbe Kasten, wie eine

eine Königin auf dem Throne, memorirte, und übte ihre Silberstimme. Asmus und Kilian, wanderten bei gutem Wetter neben her und sagten dem Hausknecht Hans, der das Roß leitete, seinen Part als Daniel, und Haman vor.

So giengs gerade nach Frankfurt zu, wo sie vernahmen, König Heinrich, sey zu Würzburg.

Sie rasteten einige Tage, und zogen dann Heinrichen nach Würzburg nach.

Dieser empfieng sie mit ausserordentlicher Milde und Freundlichkeit, und griff dem artigen Kätchen gar zärtlich an's Kinn.

Auf dem Turnierplatze hämmerte man eine Bude zusammen, und auf dieselbe zauberten Asmus und Kilian Thaliens Thron mit fleißigen Händen.

Indessen gieng Kätchen umher und empfahl sich und ihre Gesellschaft der Gunst der Fürsten und Edlen.

Sie wurde wohl aufgenommen, und beschenkt. Das gefiel ihr gar sehr.

So oft König Heinrich festlich speißte, erschien Kätchen als Sängerin bei seiner Tafel. Sie war schön gekleidet und trug einen Sperber auf der Hand. Asmus, spielte, wenn sie sang, die Harfe dazu.

Kätchens Gesang gefiel, weil sie selbst noch vielmehr gefiel. Da sang sie:

Ein Sperber ist ein schönes Thier!
Ihr lieben Herren kqmmt zu mir,
seht diesen schönen Sperber an,
und sagt,
ob man ihn schöner sehen kann?

Ich wünsch' euch Glück und Freud' und Heil!
der schöne Sperber ist mir feil.
Ich geb' euch meinen Sperber gern.
Ach kauft
kauft ihn mir ab, ihr lieben Herrn!

Ein Sperber ist ein schönes Thier.
Ihr lieben Herren kommt zu mir;
seht doch den schönen Sperber an,
und sagt,
ob man ihn schöner sehen kann.

Der Sperber wurde ihr oft drei bis viermal abgekauft, und eben so oft wieder geschenkt. So trieb sie ihren Handel glücklich und gut.

Der König unterhielt sich oft mit ihr ganz allein, und immer gieng sie, nach einer solchen Unterhaltung, beschenkt von ihm.

Als sie nun aber erst als Esther auf der Bühne erschien, und als sie die schöne Susanna im Bade, repräsentirte, da flogen ihr Blicke und Seufzer zu in Menge.

„Ach! wie ist Sperber Kätchen so schön!“ — schrieen ihre Bewunderer und warfen ihr Geschenke zu.

Der König, war nicht weniger von ihrem Spiele entzückt, und die geheimen Audienzen, vermehrten sich ausserordentlich.

Auch erndete Asmus als Pickelhäring viel Beifall ein und seine Bon Mots giengen von Munde zu Munde.

Kilian war zufrieden mit den Einnahmen. Er ertheilte Kätchen oft geheime Instruktio-

nen zum Besten des allgemeinen Nutzens, und sah sie zu seiner Freude, gar wohl befolgt, und in Ausübung gebracht.

Nun zog Heinrich mit seinem Heere nach Schwaben und fiel in seines Gegners Erbländer ein.

Die Bande folgte ihm nach.

Kätchen, sas auf einem Maulthiere und war immer nahe bei dem König, der sie täglich lieber gewann.

Es wurden Städte berennt und erobert, Schlachten wurden geliefert mit Glück und Unglück. Im Lager, gab's Schauspiel und Gesang.

Endlich, gieng es vor Ulm. Die Stadt wurde aufgefordert und belagert.

Es gab hier kein leichtes Stückchen Arbeit. Die Ulmer wehrten sich tapferer, als man geglaubt hatte.

Schon vorher, hatten die Einwohner der Stadt Reutlingen sich eben so tapfer gewehrt,

daß König Heinrich gezwungen wurde, unverrichteter Sache, wieder abzuziehen und die Belagerung der Stadt aufzuheben. *) Jetzt schien ihm bei Ulm sein Vorhaben eben so wenig, wie vor Reutlingen, gelingen zu wollen, denn die Ulmer vertheidigten ihre Stadt mit großem Muthe und vieler Entschlossenheit, als getreue Anhänger König Friedrichs.

Hierzu kamen noch Proviant Mangel und eine schreckliche Kälte, welche dem König ein trauriges Ende **) der Belagerung weisagten.

Kätchen konnte schon seit einiger Zeit die Bühne nicht mehr betreten, weil ihre geheimen Audienzen bei dem König, allzusichtbare Folgen in der Rundung ihres Körpers, nach sich gezogen hatten.

Asmus wollte weder das Ende des Kriegs noch Kätchens Niederkunft abwarten, that einen tüchtigen Griff in die Kasse, machte sich aus

*) S. Crusii Annal. Suev. Lib. II. P. III. c. 4.

**) S. Falkensteins Thüring. Chronik. II. B. S. 722.

aus dem Staube, und lief zu den Ulmern denen er die Nachricht gab, daß es ihrem Feinde an allem fehle, was den Soldaten Muth machen könne im Felde zu bleiben.

König Heinrich, nahm seine letzten Kräfte zusammen und lies Sturm laufen, wurde aber herzhaft von den Ulmern empfangen, und zurückgeschlagen. Dabei, hatte er selbst das Unglück, von einem Pfeilschusse hart verwundet zu werden. *)

Nun hob er die Belagerung auf, und zog sich, unverrichteter Sache, krank und sehr bekümmert nach Thüringen zurück.

---

*) Ganz grundfalsch ist es, wenn Spangenberg, (Sächß. Chronik. K. 257.) *Fabricius* (Orig. Saxon. L. VI.) u. a. neuere Schriftsteller mehr, schreiben: König Heinrich sey vor Ulm in der Belagerung, erschossen worden. Er wurde daselbst nur verwundet, und starb nachher und später zu Wartburg, bei Eisenach, am Durchlauf. So sagen sämtliche alte Schriftsteller welche dieses Königs Ende erwähnen. Falkenstein (Thüring. Chronik. II. B. S. 722. 723.) hat die Worte derselben gesammelt und angeführt. Dort kann man sich selbst Ueberzeugung holen.

Kätchen war seine getreue und liebevolle Wärterin und Pflegerin. Sie folgte ihm mit traurigen Herzen in sein Erbland nach, und Kilian, gieng auch mit.

In Frankfurt erwartete ihren Gemal, Heinrichs Gemalin.*) Sie eilte ihm entgegen, und rief ihm, wiewohl mit kummervoller Miene, ein herzliches: Willkommen! entgegen.

Die Schmerzen seiner Wunde, und das mißgünstige Kriegsglück hatten den König gar unmuthig gemacht, und seine Gemalin, fühlte nur allzusehr, wie es mit ihrem Manne stand.

Da

*) Beatrix, Herz. Heinrichs II. in Lothringen und Brabant, Tochter, vermählt 1241 mit dem König. Sie war seine Dritte Gemalin. Die erste hies Elisabet; Ihr Geschlechtsname ist unbekannt. Sie starb 1231. Die zweite, Gertrud, war eine Oesterreichische Prinzessin. — Heinrich hatte keine Kinder mit seinen Gemalinnen gezeugt. Mit ihm starb der alte Stamm der Landgrafen in Thüringen und Hessen aus, und sein Tod, war, wie wir wissen, das Signal zu einem blutigen Kriege.

Da kamen nun einige schadenfrohe Ohrenbläßer, zischelten der guten Beatrix mancherlei in's Ohr und machte sie auf Kätchen und die verdickte Figur derselben, aufmerksam.

Aber die Königin antwortete ganz gelassen: „Was ich nicht sehen will, wenn es meinen Gemal betrifft, darauf, brauchen mich andere nicht aufmerksam zu machen."

Diese erhabene Antwort, wurde dem König hinterbracht. Er fand dieselbe sehr nach seinem Behagen, und nahm Gelegenheit mit seiner Gemalin über Kätchen zu sprechen. — Beatrix, hörte ihn aufmerksam an, antwortete aber auf alles, was er sagte, kein Wort, und blieb so gar ihrer Mienen mächtig.

Bald darauf, lies sie sich Kätchen vorführen, besah sie sehr genau und schickte sie, ohne ein Wort mit ihr zu sprechen, wieder fort.

So gelaunt, kamen die hohen Herrschaften zu Eisenach an, und begaben sich auf die Wartburg.

Kätchen blieb Heinrichs getreue Wärterin, und Kilian, vertrieb ihm die Zeit mit Erzählun-

lungen, so gut er konnte. Dennoch bemächtigte sich eine große Schwermut des Königs, und seine körperlichen Kräfte, waren sehr abgespannt. Das fühlte er selbst.

K. Heinrich. Kilian! mit mir, wird's nicht lange mehr werden.

Kilian. Nicht doch! — Macht Euch doch keinen Kummer.

K. Heinrich. Ich fühle mich. Mein Stündlein wird bald kommen.

Kilian. Hängt diesem Gedanken nicht nach.

K. Heinrich. Es muß nun wohl so seyn!

Kilian. Nein, nein! Ihr müßt noch lange leben, uns zum Trost und zur Stütze.

K. Heinrich. Deine Tochter wird nun bald Mutter werden, und ich muß für sie und für mein Kind sorgen, ehe man mich von hier abruft.

Kilian. Gnädiger Herr! laßt mich reden. — Mich hat das Unglück schon recht in der Welt herumgepeitscht, und immer weiß ich

noch nicht, wo ich einmal mein eigenes Sterbekißlein finden werde.

K. Heinrich. Darüber, beruhige Dich. Ich will für euch sorgen, ehe ich sterbe. Das, werde ich nicht vergessen.

Kilian. In Schwaben und Franken, habe ich mich unter mancherlei Gestalten umhergetrieben, und mein bischen Erfahrung, habe ich mit vielen Mühseligkeiten erkauft. Ich habe in Pallästen und in Hütten gewohnt, und habe überall gesehen, daß ein Mensch selten auf den Platz kömmt, auf welchen er eigentlich gehört. — Woher das kömmt, kann ich mir nicht erklären. — Mich schob man immer weiter fort, und so gieng's aus Schwaben nach Franken, aus Franken, nach Thüringen. Hier, lernte ich einst den Vater des Kromesdorfers kennen. Der schenkte mir sein Zutrauen. Er begabte mich mit einigen Ackern Land, *) gab mir Geld, und ich baute, meine

*) S. Rom. Gesch. der Vorzeit, VI. B. S. 251.

ne Euch bekannte Sperberherberge auf. Die Gütigkeit des alten Krommesdorfers, hatte ihren Grund.

K. Heinrich. Wie jedermann vermuthet hat. Denn man kannte den alten Krommesdorfer nur als einen eigennützigen Mann.

Kilian. Einst zog er mich auf die Seite, mir, wie er sagte, ein wichtiges Geheimniß anzuvertrauen. Zuvor, forderte er mir für die Sicherheit desselben, einen Eidschwur ab. Darauf, entdeckte er mir, daß er ein großer Sünder sey, und daß er einst eine Nonne aus ihrem Kloster entführt, sie auf seiner Burg verborgen gehalten, und ein Kind mit ihr gezeugt habe. „Diese Nonne — fuhr er fort; — war zuvor schon mein Liebchen gewesen. Sie war von Adel und wurde von ihren Eltern ex voto in ein Kloster gesteckt. Mit derselben, zeugte ich eine Tochter, deren Geburt ihr das Leben kostete. Das Mädchen aber lebt noch, und ich übergebe dieselbe Dir. Ich zahle Dir 50 Goldgulden, und Du giebst Kätchen den

Namen eines Vaters vor der Welt. Heurathet sie, so statte ich sie aus."

R. Heinrich. Kätchen die Tochter des alten Krommesdorfers?

Kilian. Seine, und die Tochter, einer adelichen Mutter.

R. Heinrich. Nun Kilian! so war es doch wahr, wenn die Leute sagten, Du seyst nicht Kätchens Vater. *)

Kilian. Freilich!

R. Heinrich. Und das hast Du mir nicht eher gesagt?

Kätchen. Wozu sollte es nützen? Ich fürchtete auch den Junkherr Wigbert und sein Benehmen bei einer Entdeckung dieser Art. Deshalb, blieb ich dabei, Kätchen sey meine eigene Tochter. — Sie selbst, weiß es nicht anders. Ich denke, es ist auch gut.

R. Heinrich. Wohl, mag es gut seyn!

Kilian.

*) S. Rom. Gesch. der Vorzeit. VI. B. S. 255.

Kilian. Der alte Krommesdorfer starb, machte zum Heil seiner Seele, *) viele fromme Klostervermächtnisse und beschenkte die Klöster und Kirchen zum Frommen seiner und aller beleidigten und gekränkten Seelen. **) Er hatte viel gethan, dereinst Kühlung ***) in der Flamme zu erhalten. Die geistlichen Herrn lobpreiseten ihn mächtig ob memoriam, ****) wie sie es nennen, demonstrirten

 seine

*) „Pro remedio animae meae;" ließen die mehrentheils, geistlichen Herren dem Testator sagen.

**) „Donavi pro remedio anime mee nec non animarum illorum quibus olim dampna intuli etc." Aus einem Dokument v. J. 1290.

***) Bei einem Klostervermächtniß zu Seelenmessen, v. J. 1281 heißt es: „zu Abkühlung meiner Seelen ꝛc." — S. Avemanns Kirchbergische Historie. S. 161.

****) Diese Gedächtnißfeier bestand in folgender Formel:

„Gedenke Herr! N. N. Deiner Diener und Dienerinnen deren Gedächtniß wir hiermit begehen, und die uns (dies und das) Gutes gethan haben;"

welche bei der, für diese Person gelesenen Messe, gesagt wurde.

seine Seeligkeit augenscheinlich, ob des Vermächtnisses für die Armen Christi, *) und liesen sich alles recht wohlschmecken. Seiner Tochter zu gedenken, hatte sich der alte Herr geschämt. Was ich bekommen hatte, hatte ich bekommen, und Kätchen, blieb mein. — Ich habe es nie bereut ihr den Namen Vater zu schenken!

K. Heinrich. Du sollst es auch in Zukunft nicht bereuen.

Kilian. Wie es auch kommen mag, Kätchen, bleibt meine Tochter, und Ihr allein, wißt nun um das Geheimniß ihrer Geburt.

K. Heinrich. Es ist bei mir verwahrt. Ich nehme es mit mir in's Grab. — Gieb mir Wort und Schwur, Kätchen niemals zu ver-

*) „In supplementum Eleemosynarum Christi pauperum etc." — So gieng es mit diesen Seelengeräthen (S. Rom. Gesch. der Vorzeit III. B. S. 46. IV. B. S. 6.) zu. Die Mönche spahrten keine wichtigen Worte, wenn's Geld zu verdienen gab.

LB Coburg

verlassen, und auch Vater meines Kindes zu werden, wenn ich nicht mehr lebe.

Kilian. Ich schwöre es, bei meiner Seelen Seeligkeit!

K. Heinrich. Oeffene jene Lade. — In der linken Ecke, liegen in einem ledernen Säckchen wohl verwahrt, 300 Gulden. Sie sind dein, für deine Vaterliebe.

Kilian. Gnädiger Herr! —

K. Heinrich. Nimm, und mach keine Worte. — Ich könnte Kätchen wohl einen Mann schaffen, aber sie will nicht heurathen. — Bin ich tod, wird sich das geben. Ich schenke ihr heute noch 500 Gulden. Es ist Geld, womit mich die Bischöffe erkauft haben, den Titel König der Deutschen, anzunehmen. Ich kann es nicht besser anwenden. Tragen werde ich die aufgezwungene *) Krone nicht länger mehr.

*) „Multis evictis precibus imperium accepit;" — sagt *Albertus Stadensis*. Sein Symbolum war auch: Non, nisi coactus. S. Falkenstein Thüring. Chronik. II. B. S. 723.

mehr. — Komme ich wieder auf, so muß ich auch wieder in's Feld. Ich sehe aber lieber meinem Ende entgegen. Wie wohl ich weiß, daß es nach meinem Tode böse Händel geben wird, da ich ohne eheliche Erben sterbe.

Er fühlte sich zu sehr, um nicht wahr reden zu können. — Er starb *) ruhig und gelassen in Kätchens Armen, und seine Gemalin, drückte ihm weinend die Augen zu.

Nach seiner eigenen Verordnung und nach seinem letzten Willen, **) wurde sein Herz in die Prediger Kirche zu Eisenach, sein Körper aber, zu St. Katharinen vor der Stadt, bei seinen Vetter Hermann, begraben.

Beatrix gieng in ihr Vaterland zurück, ***) und schon drohte des nachherigen, heftigen Krie=

*) Auf der Wartburg bei Eisenach, im Jahr 1247.

**) Falkenstein führt (Thür. Chronik. II. B. S. 723.) den Beleg hierzu an.

***) *Brukenius* Troph. Brabant. L. IV. p. 242. redet von ihr. Sie verheurathete sich wieder: „an Wilhelmum" — sagt Falkenstein a. a. O. S. 725, aber er sagt nicht, wer dieser Wilhelm war.

Krieges Ausbruch, als Kilian und Kätchen Eisenach verliesen und sich einen andern Aufenthalts Ort suchten.

Sie zogen nach Franken, begaben sich in den Schutz eines mächtigen Ritters, bauten sich in eine schöne Gegend ein Haus, und beherbergten Fremde, wie ehemals. Auch nennte Kilian sein Haus wieder die Herberge zum goldenen Sperber.

Indessen war Kätchen Mutter eines Sohnes geworden, welcher aber drei Tage nach seiner Geburt, wieder starb. Nun konnte die

war. Vermutlich ein Flanderischer Graf. Aber nur vermutlich. Gewißheit, habe ich nicht, da ich den Vredius so eben nicht bei der Hand habe. Sie schrieb sich, nach ihrer zweiten Vermälung, „in litteris anni 1250: Dei gratia quondam Romanorum Reginam semper Augustam," nach *Ekhardi* Hist. Genealog. Princip. Saxon. superioris. p. 338, wie Falkenstein sagt.

Mutter wieder vor ein Mädchen gelten, wenn man sie davor wollte gelten lassen.

Aber sie gieng jetzt nicht mehr auf Eroberungen aus, und hatte viel von ihrer ehemaligen Lebhaftigkeit und Munterkeit verloren. Umsonst versuchte es Kilian, sie aufzumuntern. Sie blieb schwermüthig, wallfahrtete und bettete sehr fleißig und angelegentlich.

Einst aber schien sie ganz besonders wohl gelaunt zu seyn, und Kilian, suchte ihr diesen Augenblick sehr partheiisch, abzugewinnen.

Er. Man freut sich doch an einem solchen schönen Tage, wie der heutige einer ist, des Lebens recht gern!

Sie. Ach ja!

Er. Du solltest einen Mann nehmen, Kätchen!

Sie. Ich?

Er. Ja, Du.

Sie. Und sollte ihn betrügen?

Er. Du kannst ja eine Wittwe seyn. Wir sagen das, und Dein Mann, wird uns den Gefallen thun, und wird es uns glauben. Das Kind des Königs ist tod, und —

Sie. Ach Vater!

Er. Nun?

Sie. Ich bitte Euch — Ihr wißt nicht — — Ich muß Euch alles entdecken.

Er. Was denn?

Sie. Ich habe euch alle hintergangen!

Er. Wie?

Sie. Wie kann ich mir das verzeihen!

Er. Rede!

Sie. Das Kind — — Mein Kind, war — — Des Königs Kind, war es gewiß nicht!

Er. Nicht?

Sie. Nein!

Er. Aber —

Sie. Er glaubte Vater des Kindes zu seyn, und ich, lies ihn dabei. — Aber, er war gewiß nicht Vater des Kindes.

Er. Wer denn?

Sie. Ihr habt ja den jungen Edelknappen Arnolf gekannt?

Er. Dem der König so wohl wollte?

Sie. Dieser. — Ich hatte ihn sehr lieb!

Er. Hm! — Ich hätte es merken können! — Schon gut! ich verstehe Dich. Aber, deshalb, kannst Du denn doch heurathen. Ich werde immer älter, und —

Sie. Ich will in ein Kloster gehen.

Er. Ich dachte gar!

Sie. Bei Euerm Lebzeiten nicht. Aber — ich kann keinen Mann hintergehen. Und mein Herz, ist immer noch bei Arnolf.

Er. Ihr Weiber, seyd räthselhafte, wunderbare Geschöpfe! — Was kann Dir Deine Liebe zu Arnolfen helfen?

Sie. Nichts!

Er. Und, also —

Sie. Wir wollen darüber nicht weiter sprechen!

Es wurde auch nicht wieder darüber gesprochen. — Kilian, drang nicht mehr in Kätchen sich zu verheurathen, und diese vertiefte sich nach und nach so sehr in geistliche Betrachtungen, und lebte so fromm, daß die ganze Gegend von dem Rufe ihrer Heiligkeit und Unsträflichkeit, erscholl.

Ein frommer Waldbruder, wurde mit der Zeit ihr Gesellschafter, und sie fasteten und beteten gar viel zusammen.

Eine böse Krankheit verbreitete sich darauf in jener Gegend. Der Waldbruder, wurde ihr Opfer, und Kätchen, starb bald darnach an eben dieser Seuche.

Der alte Kilian legte sie, klagend in's Grab, schenkte sein Eigenthum einem Kloster, und kaufte sich dadurch auf Lebensunterhalt,

in dasselbe ein. — Bald darauf, folgte er seiner Pflegetochter nach, und hörte auf, dem Kloster zur Last zu fallen, da sein Geld schon längst gar nützlich zum Besten seiner Verpfleger verwendet worden war.

II.

Albrecht Graf zu Reinstein.

„Sie wollen mir mit aller Gewalt auf den Hals die Quedlinburger! Das seht Ihr doch wohl?“ — sagte Graf Albrecht zu Reinstein, und stürzte hastig einen Becher Wein auf Einen Schluck hinunter.

„Sie sollten aber Ruhe halten!“ — seufzte der Schloß Kaplan.

Albrecht. Das wollen sie aber nicht. Sie verlassen sich auf ihre Macht.

Kaplan. Das sollten sie gar nicht thun. Wer kann auf seine Macht mit Zuversicht und Gewißheit trotzen? Kein Mensch.

Albrecht. Sie schneiden allenthalben an meinen Besitzungen herum; und wenn ich dabei still sås, so würden sie mir bald eine Grenze anweißen, die bis unter meine Schloßmauern gieng. Daraus, wird aber nichts! Die

Herrn Quedlinburger irren sich. — Was ich ja verlieren soll, will ich in den Waffen verlieren, aber nicht in ruhiger Unthätigkeit. — Sie wollen Fehde haben, und — sie sollen Fehde haben!

Kaplan. Klopft sie nur recht zusammen, daß sie Ruhe halten müssen.

Albrecht. Ruhe zu halten, ist ihre Sache gar nicht. — Mein Reinstein *) sticht ihnen in die Augen, den möchten sie mir gern abnehmen.

Kaplan.

*) Dieses Schloß hat man, aber falsch, auch Regenstein genannt. Es heißt Reinstein weil es ganz aus einem reinen Steine gehauen ist. — „Dieses wunderbare und künstliche Schloß, — sagt Lucä im Grafen Saale. S. 157. — welches fast die Kunst und Arbeit menschlicher Hände übersteiget, (und wie ich es selbst aus curiosité gesehen habe,) liegt auf einem sehr festen Steinfelsen von unglaublicher Höhe, welcher an zwei Seiten dermaßen gäh steiget und glatt ist, gleichsam hätten ihn mit Fleiß und Mühe geschickte Menschenhände ausgearbeitet. Und diese Höhe sieht man mit Verwunderung auf der Straße von Quedlenburg und Wernigerode. Auf der andern Seite, nach Blankenburg, bemerkt man nur einen sehr engen Paß oder

Kaplan. (lächelnd) Das möchte wohl so leicht nicht gehen, als sie es vielleicht glauben!

Albrecht. Ich lache auch dazu!

Kaplan. Sie sollen sich vorsehen, daß Ihr ihnen nicht endlich einen Besuch in ihrer Stadt macht.

oder Aufgang, durch einen Felsen gehauen. So bald man hindurch passiret, findet sich ein tiefer Graben, und an des Schlosses Ecke, ein hoher, runder, dicker Thurm der den ganzen Eingang wohl defendirt. Von diesem Thurm streichet eine starke dicke Mauer an der Seite des Felsens hinunter, gegen Abend, bis an die Ecke, da der Fels am höchsten und gähsten ist, unter welcher Mauer sich ein sehr tiefes Thal aufthut, und das Schloß ehemals unüberwindlich gemacht hat, da man damals noch kein Geschütz hatte; u. s. w." — Melissantes in seiner Beschreib. von Bergschlössern, handelt (S. 163 — 170.) von diesem Schlosse, und beschreibt dasselbe auch. — Sehr ausführlich wird dieser Reinstein geschildert und beschrieben in Bährs curiösen Harzwalde. VI. Kap. Num. VI. S. 160. — Es kann nicht fehlen, daß Volkssagen, dieses jetzt in Ruinen liegende Schloß zu einem Geisteraufenthalte gemacht haben. Vielleicht sind den Lesern in jener Gegend, nicht wenige Sagen dieser Art, bekannt.

Albrecht. Es gehe nun, wie es wolle, zur Fehde, kömmts gewiß. Darauf, fangen sie es an.

Kaplan. Sie mögen das Ende erwarten. — Euer Bruder Bernhard, und die Manßfelder Grafen, sind gewiß gleich auf Euerer Seite und stehen Euch bei, so bald Ihr angefallen werdet. — Ihr wißt ja ohnehin, daß Bernhard, wegen der Schowener Fehde noch etwas gegen die Quedlinburger auf dem Herzen hat.

Albrecht. Das weiß ich alles. Dennoch, möchte ich mir lieber von den Quedlinburgern Fehde ansagen lassen, als ihnen selbst welche ankündigen.

Kaplan. Haltet Euch nur bereit, daß sie Euch nicht unversehens die Schlinge um den Hals werfen. Sammelt und werbt Knechte und seht Euch vor, denn die Quedlinburger Bürger, sind listige Vögel.

Ritter Siegfried von Warberg. (tritt ein) Gott zum Gruß! — Wißt Ihr auch wohl, Graf! daß die Quedlinburger, Euern

an

an sie abgesendeten Rüstmeister verhöhnt und beschimpft haben?

Albrecht. Teufel und alle Wetter! — Meinen Abgeordneten haben sie beschimpft?

Siegfried. Auf einen alten, lahmen Esel haben sie ihn gebunden, und so, treiben ihn die Quedlinburger Buben hieher, mit der Antwort der alten Quedlinburger: „So, wollen wir auch den Graf Albrecht nach Hause schicken.“ —

Albrecht. Mich? — die Pfahlbürger, mich? Das wollen wir sehen! — Nun ist das Maas übergelaufen. Länger, sitze ich nicht stille. Wenn ich diese Beschimpfung nicht räche, soll man mir Schild und Schwerd zerbrechen, und mir den Spinnrocken meiner Frau statt Helmbusch, aufstecken.

Kaplan. Die Quedlinburger treiben es bei Gott! zu arg.

Albrecht. Nun gilt es Fehde, und sollte ich keinen Acker mehr behalten! —

Und es kam auch zur Fehde; *) zu einer der blutigsten Fehden die damals geführt wurden.

Man raubte, man sengte und mordete von beiden Seiten mit ausgelassener Wuth.

Das Glück schien Albrechten zu lächeln. Die Quedlinburger wurden einigemal in die Stadt zurückgetrieben. Aber auf einmal stürzten sie mit gesammelter Macht wieder hervor ins Feld, und trieben den Grafen zurück.

Dieser setzte sich bei Gersdorf mit seinen Leuten. Hier kam es zu einer blutigen und entscheidenden Schlacht.

Albrecht, wurde geschlagen und seine Knechte zerstreuten sich. Er selbst, mußte endlich mit Lebensgefahr die Flucht ergreifen.

Im Schlosse zu Reinstein, war allgemeine Klage. — Die Quedlinburger triumfirten, und

*) Im Jahr 1326. — S. Luck Grafen Saal. S. 165.

und sangen Spttlieder über ihren geschlagenen Feind.

Der Graf, verlor den Muth nicht. Er sammelte seine Knechte wieder, und als seine Hülfsvölker ankamen, zog er zum zweitenmal aus, schlug die Quedlinburger zurück, und belagerte ihre Stadt.

„Rächen will ich mich an den Quedlinburgern, — schwur Albrecht — wie sich noch je ein Beleidigter an seinen Feinden gerächt hat. Und nie soll es zwischen mir und den Quedlinburgern zu einem Ustag *) kommen, bis ich meine Rache völlig befriedigt habe, und bis derselben genug gethan worden ist!"

Er nahm hierauf mit stürmender Hand die Neustadt ein, lies seine Bliden **) herbeischaffen, bemächtigte sich des St. Wiprecht Klosters, und setzte der Stadt hart zu.

 Die

*) Ustag — Endtag eines Streites. Der letzte, der Versöhnungstag, nach einer Fehde.

**) Bliden — Maschinen mit welchen große Steine gegen Menschen und Städte geschleudert wurden. Eine Art von alten Belagerungsgeschütz.

Die Bürger waren in der Stadt auf das schrecklichste gedrängt, sammelten in der Verzweiflung ihre Kräfte, thaten einen wackern Ausfall, schlugen beherzt die Leute des Grafen zurück, drängten sie aus ihren Vortheilen heraus, und trieben sie abermals bis Gersdorf, von der Stadt ab.

Der Graf war ausser sich. Er redete seine Knechte heftig an, schalt sie feige Memmen, und sprach:

„Wie? ist es dahin gekommen, daß sich Reisige der Ritterschaft von Pfahlbürgern müssen über den Haufen werfen lassen, als wären sie ohnmächtige, nichtsvermögende Zwerge? Pfui! der Schande! — Fechtet, und macht wieder gut, was ihr so schlecht gemacht habt. Laßt uns siegen oder sterben. — Auf! gegen die Feinde!“

Damit führte er die Seinigen herzhaft gegen die Quedlinburger an, und es kam zu einer mörderischen, blutigen Schlacht.

Die Quedlinburger, fochten wie die Löwen. Ihre Feinde wichen abermals, und Albrecht,

recht, der sich ins Gedränge zu weit gewagt hatte, wurde von den Seinigen abgeschnitten, und mußte sich als Gefangener seinen Todfeinden ergeben.

Diese Nachricht erregte großen Jammer zu Reinstein. Frau Ida des Grafen Eheweib, rang trostlos die Hände und jammerte:

„Barmherziger Gott! wie unbarmherzig werden die Quedlinburger mit meinem trauten Eheherrn verfahren!“

Vergebens bemühte man sich sie zu trösten. Ihr Jammer blieb laut, und ihre Klage verstummte weder Tag noch Nacht.

Mit ihr, klagte und weinte Luitgart das schöne Fräulein, ihre Tochter, und wollte sich nicht trösten lassen, wegen des Unglücks, welches ihrem guten Vater begegnet war. Alle waren ihr nur leidige Tröster und selbst Siegfried der Warberger, den sie doch so gern sah, mußte sich jetzt manche unfreundliche Antwort gefallen lassen.

Die Quedlinburger hingegen, waren, wie man leicht denken kann, über ihren Fang sehr vergnügt, und führten den Gefangenen unter großem Jubelgeschrei in die Stadt.

„Endlich haben wir ihn, den adelichen Habicht! — schrieen die Quedlinburger frohlockend. — Nun, wollen wir ihm die Klauen verschneiden, daß er nicht mehr krallen kann!“

„Diesem Vogel — sagte der weise Syndikus der Bürgerschaft; — wollen wir einen Käfich bauen“ —

„Herrlich! herrlich!“ — schrieen alle.

Syndikus. Und in dem Käfich, soll er sitzen —

Die Bürger. Ja! d'rinne soll er sitzen —

Syndikus. — und soll schwitzen —

Die Bürger. Ja! sitzen und schwitzen soll er!

Syndikus. Bis er sich rechtschaffen ranzionirt.

Die Bürger. Vorher aber, muß er wenigstens erst drei Jahre in dem Käfich stecken.

Syndikus. Die Lust soll ihm baß vergehen, künftig wieder sein Panner gegen die unüberwindlichen Waffen der Quedlinburger, wehen zu lassen. Ruft mir sogleich Meister Klosen den Schreiner, und Meister Ambsen den Schlösser herbei. Diese Bürgerkrieger, sollen den Kasten verfertigen in welchen wir den Reinsteiner Raubvogel einsperren wollen.

Die Bürger. Wo weißen wir aber dem Kasten seinen rechten Platz an?

Syndikus. Auf dem Rathhaus Saale. Hier ist er wohl verwahrt. Die List der Edelleute ist groß. Wie leicht könnte er uns entwischen — und das Lösegeld, wär bezahlt. Nein! man muß zuvor kommen. Die Quedlinburger sind fein! Sicherheit, ist — Sicherheit; und besser, ist — besser!

Die Bürger. Das muß wahr seyn! wir sind hier, in unserer Stadt, trefflich berathen!

Es war ganz im Geschmack des Zeitalters diesen Vorschlag in Ausübung zu bringen.

Man wundere sich also nicht, daß die Deliberation völlig den Erfolg voraus zeigte.

Es wurde demnach wirklich ein großer, stark mit Eisen beschlagener Kasten verfertiget, und in denselben, wurde Albrecht eingesperrt. *)

Da half kein Bitten und kein Versprechen des Grafen. Er mußte in den Kasten kriechen. — Seine Drohungen, wurden verlacht und die Quedlinburger feierten den Tag seiner Einkerkerung als einen Festtag. Sie tanzten, lärmten und tobten auf dem Rathhaus Saale herum, wie unsinnig, und Albrecht, schwitzte in seinem Kasten ganz entsetzlich.

Als die Nachricht von dieser Einkerkerung nach Reinstein kam, artete der Jammer der Weiber beinahe in Verzweiflung aus.

Der Schloßkaplan, P. Paul machte sich sogleich als Abgesandter auf den Weg und kam nach Quedlinburg, mit den Bürgern um seines Herrn Freilassung in Unterhandlung zu

treten.

*) S. Spangenbergs Sächsische Chronik. Kap. 281.

treten. Aber alles wollte nichts verfangen. Die Bürger blieben bei ihrem Vorsatz und wollten den Grafen nicht frei geben. Kaum erlaubten sie dem Pater, Albrechten zu sprechen.

P. Paul. Ach, edler Herr! in welchem Zustand muß ich Euch erblicken!

Albrecht. Gieb mir einen Dolch daß ich mein Leben enden kann!

P. Paul. Ach Herr Graf! alles, nur keinen Selbstmord! —

Albrecht. Wollt ihr daß ich mein Leben hier in Schmach und Schande endigen soll? Rettet mich, oder gebt mir einen Gifttrank.

P. Paul. Man schlägt alles aus, was ich angeboten habe, Euch zu lösen.

Albrecht. Haben denn meine Freunde und Vasallen keine Schwerdter mehr, meinen Kerker zu öffnen? Ist denn all ihre Mannkraft mit meinem Unglück verschwunden?

P. Paul. Euere Feinde sind mächtig; wer will ihnen Zwang anthun? Wer kann es wagen, mit ihnen zu rechten?

Albrecht.

Albrecht. Die Edlen meiner Freundschaft: Oder, sie sind nicht werth, Edle und Ritter zu heißen! — Kann mein Unglück sie nicht zur Rache entflammen, so mögen sie auf immer allen Anspruch auf edle Gesinnungen, auf Ruhm und Ehre aufgeben.

Die Bürger Wache. Holla Herr Pater! nun macht, daß Ihr wieder fortkommt. Länger, dulten wir solche Gespräche nicht.

P. Paul. Nehmt Gott zum Trost, edler Herr! — Bald, hoffe ich, Euch frei und ledig zu sehen.

Rundherum in den Burgen der Ritter, in den Schlössern der Fürsten und Grafen, hinab, bis in die Hütte des armen Leibsassen, lief die Nachricht: Graf Albrecht zu Reinstein, ist von den Quedlinburgern gefangen genommen, und in einen Käfich gesteckt worden.

Die Unterthanen des Grafen schüttelten die Köpfe, und meinten, um den Grafen zu lösen, würde es nun wohl zu einer starken

Bete *) kommen welche man ihnen abfordern, und abpressen würde, und deshalb, wünschten sie den Quedlinburgern alles erdenkliche Uebel und Unglück auf die Köpfe. Dann fürchteten sie abermals, wenn der Graf auch frei gemacht würde, für ihre wenigen Habseligkeiten gar viel, weil sie überzeugt waren, der Graf würde die ihm angethane Schmach zu rächen suchen, und dann, würde es an ein Sengen und Brennen gehen, wobei sie wieder die Unglücklichen und Geplagten waren, wie das bei dergleichen Schelungen **) zu gehen pflegte. Es war ja in jenen Zeiten, wohl oft um einer weit geringeren Sache willen die Fackel der Verheerungen über ganze Länder geschwungen worden. ***)

Lait-

*) Bete — Steuer. Die Benennung Bete dieser Abgabe, kömmt daher, weil dieselbe anfänglich bittlich gesucht werden mußte.

**) Schelung, — Mißhelligkeit. Fehde.

***) Welche Rache durch Verheerungen z. B. Landgraf Ludwig VI. in Thüringen, an dem Würzburger Lande, ob eines, einem seiner umziehenden Kaufleute und Krämer, dessen Kompagnon er war,

Luitgart weinte und klagte ohne Aufhören, und Siegfried, dem an dem Wehklagen nichts gelegen war, und der sie zu trösten suchte, erhielt eines Tages von ihr folgenden Bescheid:

„Wie kannst Du es wagen, mich trösten zu wollen, da mein Vater in Schmach und Schande seufzt? — Wenn Du mich liebst, so setz Dich auf Dein Roß, ziehe von Burg zu Burg, von Schloß zu Schloß, erzähle den Fürsten und Edlen das Schicksal meines unglücklichen Vaters und suche sie zu bewegen, sich mit Gewalt oder durch Vorspruch der Sache anzunehmen. Denn, ehe mein Vater frei ist, kannst Du mich nicht froh sehen, wirst Du nicht fordern, Dir in Freude meine Hand zu geben, da ich so voller Traurigkeit bin."

Das nahm sich Siegfried zu Ohren und zu Herzen, bestieg sein Roß, und zog von Burg zu Burg, von Schloß zu Schloß mit Bitten und Vermahnungen in Albrechts Sache.

Die

war, geraubten Esels nahm, erzählt z. B. Falkenstein in seiner Thüring. Chronik. I. B. S. 690. ausführlich.

Die Quedlinburger wurden nun von allen Seiten angegangen ihrem Gefangenen die Freiheit zu geben, aber das wollte nichts verfangen. Endlich drohten die Stolberger und Manßfelder Grafen einen Bund auf Tod und Verheerung gegen sie zu schließen, und rüsteten sich scharf, des Grafen Unglimpf zu rächen. Da wurde den Quedlinburgern doch nicht wohl bei der Sache. Sie schlossen also, ehe es zum Ausbruch kam, mit Albrechten selbst einen Vergleich, kraft dessen er:

„seine Freiheit wieder erhalten sollte. Doch mußte er dagegen versprechen: *)

mit den Quedlinburgern Zeit seines Lebens, in Friede zu leben, und keine frische Fehde zu beginnen;

die Mauern der Stadt Quedlinburg auszubessern, und sieben neue Thürme, für sein Geld, auf die Stadtmauern setzen zu lassen."

Albrecht,

*) S. Lucä Grafen Saal. S. 165.

Albrecht, der nun schon ein ganzes Jahr in dem Kasten geschwitzt hatte, *) that alles, seine Freiheit wieder zu erhalten. Das Instrument wurde aufgesetzt. Die Quedlinburger und Albrecht, befestigten durch Schwur und Siegel ihr Paktum, und von jeder Seite, wurde das Dokument darüber durch Unterschrift und Siegel besiebenet. **)

So kam denn endlich Albrecht aus seiner ängstlichen Haft, zu großer Freude der Seinigen, wieder auf seinem Schlosse an.

Nun lies er mit großem Aerger, aber seines Wortes eingedenk, und seinem Versprechen getreu, den Quedlinburgern Mauern und Thürme bauen, verheurathete seine Tochter an Siegfrieden, und mochte lange Zeit von keiner Fehde wissen.

Den-

*) S. Spangenbergs Sächßische Chronik. Kap. 281.

**) Besiebenen — d. h. eine Sache durch sieben Zeugen erhärten und glaubwürdig machen. S. *Datt* Volumen Script. Rer. Germanicar. L. I. c. 1. p. 71.

Dennoch wurde er abermals in schlimme Händel verwickelt. Daran war er aber nicht selbst schuld.

Sein unruhiger Nachbar und Namensbruder *) der Bischoff von Halberstadt, wollte ihm gern in die Haare. Um Ursachen zur Fehde zu finden, machte er Ansprüche auf einige Lehngüter des Grafen mit gewöhnlicher geistlicher Freimüthigkeit und Arroganz. **)

Damit jagte er nun, was er eben wollte, ganz natürlich, Albrechten in den Harnisch.

Albrecht schloß mit den beiden Grafen von Manßfeld ein Schutz und Trutz Bündniß, und kündigte dem übermüthigen geistlichen Streiter öffentlich Fehde an.

Der Bischoff aber, stiftete ein Bündniß mit dem Bischoff von Hildesheim, seinem geistlichen Bruder, brachte viel Volk zusammen, und gieng den Grafen zu Leibe.

*) Er hies auch Albrecht.

**) Im Jahr 1347. S. Lucä, am angef. Orte. S. 165.

Von beiden Seiten wurde viel Hohn und Neckerei verschwendet, wie das damals Brauch und Sitte war.

Die bischöfflichen Knechte sangen gar oft Spottlieder auf Graf Albrechten, von wegen seiner Käfichhaft in Quedlinburg. Die Gräflichen, sangen Spottlieder auf Pfaffen und Pfaffen Knechte dagegen, und die Erbitterung von beiden Seiten, wurde sehr groß.

Es kam zu einigen Gefechten. Das Unglück war auf der Seite der Grafen. Sie schlugen immer nur, um zu verlieren. — Nach und nach, kamen sie in großes Bedrängniß.

Da schlugen sich die Nordhäusser auf die Seite der Grafen, und lieferten ihnen, wie wohl für Geld, Proviant und Leute.

Das nahmen die geistlichen Fechter sehr übel, und behandelten die Nordhäusser Bürger gar übel, wenn deren welche in ihre Hände fielen.

Die Nordhäusser fühlten die geistlichen Hände schwer, und verklagten die Bischöffe,

bei

bei Kaiser Karln IV. Dieser, schickte den Bischöffen scharfe Abmahnungen in dieser Sache zu. Aber Heinrich, der Bischoff von Hildesheim, antwortete dem Kaiser sehr lakonisch: „Die Nordhäusser helfen unsern Feinden, also sind sie unsere Feinde, und werden als Feinde von uns behandelt.“ *)

Indessen waren die Gräflichen wieder ein wenig zu sich gekommen, hatten sich verstärkt, zogen aus, und trafen abermals mit den Bischöfflichen hart zusammen.

In diesem Gefecht, wurde **Bernhard**, Graf Albrechts Bruder, gefangen genommen, und sas über vier Jahr in einer schlimmen Haft.

Darüber ergrimmten die Grafen nur noch mehr, und das Stift ihres Gegners, wurde das Ziel ihrer Plackereien. Es wurde geraubt, gesengt, gemordet und gebrennt.

*) Lucä, a. a. O. S. 170 führt den Brief in Nieder Sächßischer Sprache, ganz an.

„An's Herz müssen wir dem geistlichen Schnapphahn greifen! — schrie Albrecht; — Seine Stiftsgüther müssen wir verheeren, und Halberstadt, müssen wir überrumpeln, sonst hält der Meßsänger keine Ruh!“

„Wir wollen ihm ein Chor anstimmen — polterte Graf Burkhard von Manßfeld; — dem frommen Placker, daß er des Todes seyn soll!“

Sie hielten Wort.

In der Christnacht, als jedermann seiner Andacht in der Kirche oblag, und nichts weniger, als einen Feind in der Nähe vermuthete, brachen Albrecht und Burkhard durch einen Schlupfwinkel in die ihnen verkundschaftete Stadt Halberstadt, mit ihren Knechten und Reisigen, ein. Da wurde erwürgt, was nur Widerstand leistete, und die Grafen schleppten eine große Anzahl Gefangene mit sich fort.

Man kann denken, daß der Bischoff, diesen Streich zu vergelten, bedacht war. Er schwur seinen Feinden grimmige Rache, und

rüstete

rüstete sich mächtig zu einem neuen Zuge gegen die Grafen.

Diese, waren auch auf den Beinen und auf ihrer Hut. — Von beiden Seiten, wurde die Fehde mit großer Erbitterung geführt.

Der Bischoff hatte einen tapfern Hauptmann, der den Feinden sehr fürchterlich war, und gegen welchen Albrecht so sehr ergrimmte, daß er schwur:

„Er werde den Hauptmann, sollte er ihn in seine Gewalt bekommen, an den nächsten Baum hängen lassen.“

Das erfuhr der Hauptmann wieder, behohnlächelte die Drohung und sagte:

„Ich habe wohl eher gesehen, daß einer dem andern eine Wiede gedreht hat, und endlich selbst daran hängen geblieben ist. — Ich fürchte den Grafen und seine Drohungen nicht. Er mag sich vorsehen, daß er mir nicht in den Wurf kömmt, sonst will ich ihm gewiß thun, wie er mir zu thun gedroht hat.“

Der Bischoff lächelte:

„Hauptmann! halte mir ja Wort. — Den Grafen, möchte ich wohl hängen sehen.“

Nochmals, vermas sich der Hauptmann dieser That hoch und theuer, und gab seinem Herrn Wort und Handschlag darauf.

Was geschah?

Kaum verfloß ein Jahr, so kam Albrecht dem Hauptmann auf blachem Felde in den Weg, begleitet von drei Knappen, da seinem Gegner, zehn Knechte folgten.

„Hab' ich Dich endlich?“ — schrie ihm der Hauptmann entgegen, und brach gegen ihn los.

Albrecht sah und merkte, daß es hier auf Hals und Leben abgesehen war, und setzte sich herzhaft zur Wehre. Die Knappen, folgten dem Beispiele ihres Herrn und schlugen wacker um sich herum. Da fiel kein Schlag daneben, und kein Stoß gieng verloren.

Aber die Uebermacht, war zu groß.

Albrechts Knappen hatten wacker eingemäht, und mancher ihrer Gegner, lag mit geschlossenen Augen für immer, am Boden.

Endlich stürzten sie nach und nach selbst von den Rossen, und mußten ihren Herrn seinem Schicksale, dem kein Mensch entrinnt, überlassen.

Noch focht Albrecht muthig, obgleich mit Wunden bedeckt. Endlich aber, wurde er vom Gaule geworfen, und mußte sich ergeben.

„Wohlan!“ — schrie ihm der Hauptmann zu; — „Hängst Du mich nun? oder hänge ich Dich?“

Albrecht blutete heftig, und antwortete kein Wort.

Da nun in der Nähe kein Baum war, an welchen der Hauptmann seinem Gelübde gemäs, den Grafen hängen konnte, so schlug er ein Kreuz über ihn, die Knechte beteten ein kurzes Gebet, und dann durchstach der Hauptmann ihn mit seinem Schwerde.

Darauf steckte er seine Lanze tief in die Erde, band Albrechts Körper daran, *) und ritt mit der Nachricht zu dem Bischoff.

*) Lucä a. a. O. S. 171 führt an: Crantzii Saxon. Lib. IX. c. 28.

Die That wurde bald ruchtbar und kam nach Reinstein. — Die Gräfin lies den Körper ihres Gemals abholen, lies ihn beisetzen in die Gruft seiner Väter, und stiftete viele ansehnliche Messen für ihn, zum Besten seiner armen Seele.

Auf dem Steine aber, welcher seine Gruft deckte, las man lange folgende Worte:

Hac ſunt in foſſa
de Reinſtein Nobilis oſſa
Alberti Comitis,
Deus ipſum ſuſcipe mitis;

bis Staub und Moder sie verwischten.

III.

III.

Anna von Glizberg.

Schön Aennchen, die Tochter des Grafen von Glizberg, wuchs lustig und lieblich heran. Sie gefiel allen jungen Frauendienern, und alle schöne Jünglinge gefielen ihr. Weil ihr nun alle gefielen, und sie allen gern gefallen wollte, so konnte sie es auch nicht über's Herz bringen, sich einen Liebhaber zu wählen dem sie Herz und Liebe allein schenken mochte.

Zwar hatten sich einige junge Herrn schon bemüht Aennchens Liebesneigung zu fixiren, aber sie hatten sich umsonst bemüht, und ihre Bemühungen, wurden nur durch Aerger und Galle belohnt.

Es ist ein böses Stück Arbeit, sich die Mühe zu nehmen, ein Weiberherz fest zu halten, das nicht fest gehalten seyn will! — Wer kann wohl sagen, daß ihm ein solches Wage-

stück

stück gelungen sey? Oder, welche Früchte haben ihm seine Bemühungen getragen? Schmackhafte, gewiß nicht!

„Wenn Du es so forttreibst, wie Du es angefangen hast, Aennchen! — sagte ihre Amme zu ihr; — so wirst Du eine alte Jungfer werden und bleiben.“

„Das hat auch nichts zu sagen!“ lachte Aennchen.

„Wähle Dir einen Liebhaber, bleibe ihm getreu, und nimm ihn zum Manne. Das ist das Klügste, was ein Mädchen thun kann.“

„Das ich nicht wüßte!“

„Und warum nicht? — Du wirst älter. Aus dem Aennchen, wird eine Anna, und dann wirst Du Deinen jetzigen Flattersinn wohl tausendmal, aber umsonst, verwünschen. — Es giebt nur eine gewisse Zeit in welcher man die Männer kirrt. Ist diese dahin — husch! sind auch die Männer fort.“

„Muß ich doch nicht heurathen!“

„Was soll denn sonst aus Dir werden, als eine Frau?“

„Eine

„Eine Nonne.“

„Ach, du mein Gott! — Ja, Du, und Klosterfleisch! Gott bewahre! — Aus Dir wird in Ewigkeit keine Nonne. Oder, wenn es eine wird, so wird es eine, daß sich Gott erbarme!“

„Gleich viel!“

„Denke nach!“

„Ich denke nicht gern nach.“

„Geh in Dich!“

„Predige mir nicht die Ohren voll!“

„Ich meine es gut mit Dir.“

„Ich will's gern glauben, aber — ich mag's nicht hören.“

„Aennchen! Aennchen! Du wirst alles bereuen!“

„Nun gut! so bereue ich es; und das, ist auch gut.“

„Nachreue, kömmt zu spät.“

„Und Vorreue, kömmt zu früh.“

„Du bist schön, und —“

„Das weiß ich!"

„Es ist nicht gut, daß Du es weißt."

„Ei!"

„Du solltest es nicht wissen, nicht einmal denken."

„Ei!"

„Es frommt nicht!"

„Der Neid spricht aus Dir!"

„Aennchen! — Aus mir, sprach der Neid? Ei! warum denn?"

„Die alten Weiber sind alle neidisch."

„Alt bin ich, aber neidisch bin ich nicht."

„Du lobst Dich ja selbst."

„Das ist kein Selbstlob. Warum sollte ich Dich denn beneiden? — Um Deine Liebhaber? Gewiß nicht. Denn wenn ich Dich auch um Liebhaber beneiden könnte, so würde ich Dich gewiß nicht um die Deinigen beneiden. Das sind ja lauter Gecken!"

„Gecken? — Meine Liebhaber, wären Gecken?"

„Was

„Was sind sie denn sonst? — Kannst Du wohl andere Liebhaber, als Gecken, haben? — Rechtschaffene und edeldenkende Liebhaber können Dir den Hof nicht machen. Die gehen ein paar Häuser weiter. Und Dich, bedauern sie, oder sie lachen Dich aus."

„Ei! Du sagst mir da schöne Sachen in's Gesicht."

„Wahrheiten."

„Du kannst 's bleiben lassen!"

„Da wär ich nicht werth, Deine Amme zu seyn."

„Ich verlange es nicht von Dir."

„Das weiß ich wohl. Es geschieht aber unverlangt."

„Was hilft 's Dir?"

„Daß ich mich, und mein Gewissen beruhigen kann."

„Hm! — Und mich, machst Du ärgerlich!"

„Das thut nichts."

„Ich werde Dich gar nicht mehr anhören."

„So habe ich meine Schuldigkeit gethan, und Deine seelige Mutter, muß mir es noch im Grabe danken.“

„So mach, daß Du zu ihr kömmst!“

„Pfui! Das habe ich nicht verdient. — Aber Dein Ende, mag ich auch nicht erleben. Bei Gott! es kann nicht erbaulich seyn.“

Die Alte weinte und gieng fort. Aennchen, hüpfte zu ihren Liebhabern, neckte und lies sich necken, lachte, und lies über sich lachen, wie es dergleichen Geschöpfen geht.

Ihr Vater kam einst von der Jagd und brachte einen Gast mit, der, wie er sagte, im Walde sich verritten hatte. Dieser Gast war ein junger schmuckerer Rittersmann, genannt **Vollrath von Sinderstett**, der unserm Aennchen nicht wenig in die Augen stach. Sie suchte sich sogleich heraus zu setzen, und bemerkbar zu machen, aber jetzt erlebte sie zum erstenmal eine Kränkung dieser Art, **Vollrath**, war zwar artig und höflich, aber übrigens,

schien

schien er alles was sie that, gar nicht zu bemerken. Das that ihr sehr wehe. Er lobte ihren Putz nicht. Er sagte ihr keine Zärtlichkeiten vor, er nannte sie keinen Engel, sagte ihr nicht gerade in's Gesicht: sie sey die Schönste im Lande u. dergl. m. Das war sie täglich zu hören gewohnt, jetzt kam ein schöner junger Mann, aus dessen Munde sie das alles auch gern gehört hätte, und der — sagte keine Silbe von dem allen zu ihr. Das war eine unerhörte Kränkung!

Sie zweifelte aber dennoch nicht ihm den Sieg endlich noch abzugewinnen, und sie war entschlossen, wenn es ihr, woran sie gar nicht zweifelte, gelingen sollte, ihn einmal vor den Triumfwagen zu spannen, ihn für seine Zurückhaltung auf das empfindlichste zu bestrafen. Martern und Qualen aller Arten waren ihm zugeschworen. Zur Verzweiflung wollte sie ihn bringen, aber sie hatte ihn noch nicht bis zur Erklärung seiner Liebe gebracht. Darauf, rechnete sie aber ganz gewiß. Sie warf alle mögliche Netze aus, den Unempfindlichen

zu fangen, und suchte ihm auf jedem gangbaren Wege beizukommen.

Sie. Liegt unser Glizberg *) nicht schön?

Er. Sehr schön!

Sie. Man freut sich, hier zu wohnen.

Er. Das kann nicht fehlen.

Sie. Ihr wart sonst noch niemals hier?

Er. Nein.

Sie. Also gefällt es Euch doch bei uns?

Er. Recht sehr!

Sie. Ihr hattet Euch im Forste verritten?

Er. Ja.

Sie. Vermutlich wolltet Ihr —

Er. Ich wollte ein wenig umherstreifen, wie ich immer zu thun pflege.

Sie.

*) Auch Glisberg, Gleisberg, Gleitzberg rc. genannt. Dieses Schloß lag auf einem hohen Berge, eine Stunde von Jena. Von diesem Schlosse und den Besitzern desselben, handeln unter andern: Beyer. Geogr. Jen. p. 233. Falkenstein. Thüring. Chronik. III. B. S. 208 — 214.

Sie. Ihr seyd doch noch unverheurathet?

Er. Noch zur Zeit.

Sie. Habt Ihr noch Eltern?

Er. Eine Mutter.

Sie. Geschwister?

Er. Eine verheurathete Schwester, und einen Bruder.

Sie. Ihr seyd der Aelteste? der Burgherr?

Er. Ja.

Sie. Und werdet wohl bald heurathen?

Er. Kömmt Zeit, kömmt Rath.

Sie. Habt Ihr noch kein Liebchen gefunden, das Euch gefällt?

Er. Noch habe ich keins gesucht.

Sie. Ihr seyd sehr unempfindlich für die Freuden der Liebe, wie es scheint!

Er. Ach nein! — Man muß der Sache ihren Lauf lassen.

Sie. Das ist auch wohl das Beste?

Er. Ich denke es wenigstens.

Sie. Ihr seyd auch noch jung!

Er. Ja wohl!

Sie. Seyd Ihr ein Liebhaber von der Jagd?

Er. Zuweilen.

Sie. Wie vertreibt Ihr Euch die Zeit daheim?

Er. Auf mancherlei Art.

Sie. Habt Ihr Reisen gemacht?

Er. Kleine.

Sie. Wart Ihr schon bei einem Turnier?

Er. Noch nicht.

Sie. Aber in Gefechten?

Er. Sehr jung, mit meinem Vater, bei Gelegenheit einer Fehde.

Sie. Seyd Ihr gut davon gekommen?

Er. O ja!

Sie. Ihr liebt die Ruh?

Er. Wenn's seyn kann, o ja! — Aber ich fürchte auch die Unruh nicht.

Sie. So ist's recht! — Ihr denkt, wie mein Vater.

Er. Euer Vater ist ein guter Mann!

Sie. Ein lieber Vater! Der mir Freiheit und freie Wahl in allen läßt. Auch meinen Mann zu wählen, habe ich allein das Recht.

Er. Das ist billig!

Sie. Ich habe aber noch nicht gewählt.

Er. Das wird schon noch geschehen.

Sie. Wer weiß es!

Er. Warum nicht?

Sie. Ich habe große Freude am Klosterleben.

Er. Ja freilich, dann — werdet Ihr schwerlich heurathen. — —

Sie. Man müßte mir denn mein Herz abgewinnen.

Er. So hättet Ihr auch nicht übel gespielt.

Sie. Meint Ihr?

Er. O ja!

Sie. Ich habe zwar schon manchen Freier gehabt —

Er. Das will ich glauben!

Sie. Aber bis jetzt ist es noch keinem Manne gelungen, mir mein Herz zu rauben.

Er. Das müßt Ihr freilich am besten wissen.

Sie. Zuweilen glaubte ich wohl, es sey geschehen. Aber — wenn ich's recht untersuchte, so war's nicht wahr.

Er. Man kann sich zuweilen irren.

Sie. Gar sehr!

Er. Ach ja! Man kömmt aber bald wieder zu sich selbst.

Sie. Bald. — — Werdet Ihr uns zuweilen besuchen?

Er. Wenn Ihr's erlaubt!

Sie. Wir werden es recht gern sehen.

Er. Ich danke Euch!

Die Leser sehen, Aennchen konnte dem einsilbigen Gaste nicht beikommen, wie sie ihm bei-

beizukommen wünschte. Das machte sie sehr verdrüslich. Je weniger ihr Vollrath gefallen wollte, je mehr gefiel er ihr. Und wer weiß, ob sie sich hätte an ihm rächen können, wie sie wollte, wenn er ihr jetzt die Freude gemacht hätte, ihr zu sagen, er wünsche von ihr geliebt zu werden. Aber das that er nicht. Er reiste ganz einsilbig wieder fort, und Aennchen blieb sehr verdrüslich zurück.

Acht Wochen darauf, wurde sie mit ihrem Vater, zu Vollraths Hochzeit gebeten. Das brachte sie völlig ausser sich. Sie machte sich krank, und gieng nicht mit zu der Hochzeit.

Kaum konnte sie ihre Thränen stillen, und der Jammer ihres Herzens, war groß.

Die Verzweiflung bestätigte ihren Entschluß, den Schleier zu nehmen, und was auch ihr Vater dagegen sagen mochte, sie blieb bei ihrem Vorsatz.

Da wurde ihr denn endlich ihr Wille gewährt, und sie wurde, wie sie wollte, in das

Kloster Homburg, *) bei Langensalza, gebracht.

Dieses Kloster war in einem Zustande, in welchem es viel von seinem ehemaligen guten Rufe verloren hatte. Sonst, ein Tempel der Gottesfurcht und Tugend, war das Kloster jetzt eine Freistätte des Luxus und der Ausgelassenheit geworden. Die Nonnen liesen sich keine Freude versagen, die ihnen Befriedigung ihrer

*) Dieses Kloster war eins von denen, welche K. Karl der Große nach der Anzahl der Buchstaben im Alphabet stiftete. Jedes Kloster, erhielt nach dieser Stiftung seinen Anfangsbuchstaben im Golde, eine Mark schwer, als Kapital. Also erhielt Kloster Homburg, ein H. von dieser Schwere. Alles was dieses Kloster betrifft ist in einer kleinen Schrift gesammelt: Historische Nachricht des Klosters Homburg. Langens. 1774. 51. S. 4. Aus dieser sind alle hier beurkundeten Fakta, das Kloster und die Nonnen betreffend, genommen. Unrecht nennt Falkenstein (Thür. Chr. II. B. S. 440.) dieses Kloster, Hornburg. — Die Nonnen folgten der Regel St. Benedikts, und das Jahr 772 war das Stiftungsjahr des Klosters.

ihrer ausgelassenen Wünsche zu gewähren versprach, und die Aebtissin, versagte ihnen dieselbe auch nicht, weil sie eben so dachte, wie ihre Nonnen dachten.

Die Nachbarn seufzten über das unordentliche Leben der Nonnen, und die Nonnen lebten nach ihren Gelüsten fort, ohne sich an das Seufzen zu kehren.

Aennchen gefiel es gar sehr in dem Kloster. Weil sie aber von Natur ein wenig herrschsüchtig war, so wünschte sie nichts so sehr, als versichert zu seyn, nach dem Tode der Aebtissin, die Stelle derselben zu erhalten.

Das wußte sie bald einzuleiten.

Die böse Wirthschaft im Kloster, brachte dasselbe immer in Geldmangel, und obgleich ein Grundstück nach dem andern veräussert wurde, so wollte es doch immer nicht zureichen. Deshalb machten sich die Nonnen an ihre Mitschwester, die wir Aennchen fortnennen wollen, und suchten sie zu bereden, ihrem reichen Vater zum Besten des Klosters etwas abzulocken.

Da hatte es Aennchen nun dahin, wohin sie es haben wollte.

„Dahin, will ich es wohl bringen!“ — sprach sie; — „Aber, eine Liebe, ist der andern werth. Mein Vater soll Geld hergeben, aber er ist ein wenig ehrgeitzig und giebt nicht gern umsonst Geld weg, ob gleich Freigebigkeit gegen Klöster *) unserm Hause gleichsam angeboren ist. — Versprecht meinem Vater, nach dem Tode der Aebtissin, mich an ihre Stelle zu erwählen, und er giebt gewiß Geld her.“

Das versprachen die Nonnen sogleich. Sie setzten eine Schrift darüber auf, und Aennchen, beredete ihren Vater zu einem ansehnlichen Geldgeschenk für das Kloster.

Die

*) So fundirte Walter von Glizberg i. J. 1036. das Kloster zu St. Jakob in Erfurt; insgemein, das Schottenkloster genannt, wo er auch begraben liegt. Die Belege dafür, suche man bei Falkenstein Thüring. Chronik. III. B. S. 810. — Von dem Geschlecht Glizberg, findet man auch einige Nachrichten, in Melissantes Beschr. berühmter Bergschlösser. S. 186. f. f.

Die Nonnen lebten locker darauf los. Die Aebtissin starb, und Aennchen wurde, was sie werden wollte, Aebtissin des Klosters Homburg.

Nun gieng es erst recht an ein Freudenleben in dem Kloster. Die Klostergüther verschwanden alle nach und nach, und zuletzt, wurden sogar die Kirchenschätze angegriffen und zu Gelde gemacht. Sonst hatte sich die Klosterkasse in guten Umständen befunden, jetzt aber, war sie beständig leer. Die Nonnen lebten darauf los, verschwendeten ohne Nachdenken, und zeigten würklich, daß sie sehr schwache Geschöpfe *) waren.

Aenn=

*) Das sagte selbst der Erzbischoff von Mainz, in seinem Reformationsbriefe des Klosters Homburg v. J. 1136. — „Cum conventibus primo (Monasterium) niteret ornamentis et abundaret prediis et possessionibus, excessibus et *debilitate Sexus fragilis* nostris diebus et intus est religione destitutum et foris possessionibus attritum et dilapsum, etc."

Aennchen genoß ihr Leben in der erdenklichsten Freiheit, und Szenen gab es in dem Kloster, die gar erbaulich anzuschauen waren. Es gab Liebschaften, Bachanale, und mit unter sogar Kindbetten in dem Kloster. *) — Aus dem allen, wurde nichts gemacht. Alles gehörte mit in den Plan der Nonnen, ihr Leben so gut wie möglich, zu genießen. Und, sie genossen es!

Einst sas gegen Abend unsere galante Aebtissin, in Gesellschaft einiger Nonnen, vor dem Kloster=

*) Zu Gnadenzell gieng's im Jahr 1463 eben so zu, wie hier im Jahr 1130 — 1136 zu Homburg im Kloster. Und was die Nonnen Fruchtbarkeit anbetrift, so erzählt uns Crusius (Annal. Svev. P. III. f. 138.) daß eine schwäbische Nonne zu Rothweil im Jahr 1276 in einem Tage drei Knaben, und den vierten, den Tag darauf, geboren habe. — Sie hätte, ausser dem Kloster, eine Populationsprämie verdient, aber im Kloster, werden dergleichen Prämien nicht vertheilt. Wie es der guten, fruchtbaren Schwäbin mag ergangen seyn, sagt man uns nicht. Ihr Beruf war es nicht, eine Nonne zu seyn.

Klosterthore und schaute hinab in das herrliche weite Wiesenthal, malerisch schön von der Unstrut durchschlängelt. Da kam ein Mann in einer braunen Kutte gerade auf das Kloster zu, nahte sich den schönen Thorsitzerinnen und grüßte sie höflich mit folgenden Worten.

„Ich grüß Euch Gottes Jungfrau'n fein!
will willig euer Diener seyn,
und bitt' euch um ein Nachtquartier.
Und, nicht wahr? ihr gewährt es mir?"

Aennchen. Das sollst Du bekommen, weil Du in Reimen sprichst. Ich bin die Aebtissin des Klosters, und mag die Sänger und Dichter wohl leiden.

Hildebrecht. Das lohn' Euch Gott, fromme, schöne Frau Aebtissin!

Aennchen. Wer bist Du? und wo kömmst Du her?

Hildebrecht. Ich bin der Sänger Hildebrecht, gebürtig aus Würzburg in Franken, wo der gute Wein wächst. Ich ziehe umher, mit Sang und Saitenspiel, nicht so wohl damit mein Brod zu verdienen, als vielmehr die

Men=

Menschen zu ergötzen. Denn ich bin ein Menschenfreund, und freue mich aller Menschenfreuden. — Ich bin über Mainz, Frankfurt und Eisenach gegangen. Allenthalben, hat es mir wohl gefallen. Jetzt, komme ich von Mühlhaußen. Da war man unfreundlich gegen mich und meine Kunst. Ich gieng weiter, und komme nun zu euch. — Seht, ich bin kein Bettler!

Er warf seine Kutte ab, und stand, in einem schönen bunten Kleide vor der Aebtissin. Er trug zwei goldene Ketten und einen schönen Dolch mit einem goldenen Griff. Er war wohlgebaut, und sah sehr gut aus.

Aennchen. Wie alt bist Du?

Hildebrecht. Im Herbst, trete ich mein drei und zwanzigstes Jahr an.

Aennchen. Laß uns doch etwas hören.

Hildebrecht. Herzlich gern! Aber — ich bin durstig.

Aennchen. Wein her!

Sogleich

Sogleich wurde Wein herbei gebracht. Der Sänger labte sich, dankte, stimmte seine Harfe, spielte und sang:

„Wir loben Gott und danken ihn
für seine Huld und Gnade,
und wollen als — —"

„Nichts damit! — schrieen die Nonnen. — Etwas Lustiges!"

„Auch gut!"

„Etwas von Liebesfreuden und von schönen Männern!"

„So, so! — Ihr dürft nur befehlen."

„Etwas Zärtliches!" — lispelte die Aebtissin.

Der Sänger, laut erhaltener Ordre, spielte und sang:

Wo ist das Nest, das Liebe baut
so heimlich still und sanft vertraut?
Das Liebesnest der Nachtigall?
Dies sanfte Nest ist überall!

Der Vogel baut's in grünes Laub,
das Würmchen baut's in Sand und Staub,
der Fisch baut's in die helle Flut,
und alle bauen's wohl und gut.

Wo baut der Mensch voll Liebessinn,
wo baut der Mensch sein Nest wohl hin?
Er baut sein Nest gar wohl und gut,
da hin, wo's ihm behäglich thut.

Im Grünen und auf weichen Pflaum
baut ihm der Liebe süsser Traum,
ein Nest für Liebes Wohl und Weh,
wohl in die Tief' und in die Höh.

Und in dem Neste wird gescherzt,
und liebgekost, und liebgeherzt
das Liebchen, schön und liebetraut,
des Herzens süsse Wonnebraut.

Ach baute doch die Liebe hier
ein solches dichtes Nestchen mir!
D'rinn läg ich sanft in Liebchens Arm
und küßte glücklich mich und warm.

Du sanftes Nest das Liebe baut,
du Nestchen fein, so liebetraut!
ach, nimm mich auf! — Und Liebchen fein,
komm, leg dich schnell mit mir hinein.

Hildebrecht. Nun, ihr gottseligen Jungfrauen! wie gefällt euch das Liedchen?

Die Nonnen. Recht wohl!

Aennchen.

Aennchen. Du sollst einige Tage hier bleiben. Deine Stimme gefällt mir. Wohlbelohnt sollst Du wieder fortziehen, und überall sollst Du sagen: Es hat mir im Kloster Homburg wohl gefallen.

Die Nonnen. Singt noch ein Liedchen!

Hildebrecht. Nun wohlan!

Aennchen. Nein! für diesen Abend, ist's genug. — Der Sänger soll nun auch ein Nestchen im Kloster finden. Ein Nestchen, wie er sich eins gewünscht hat. — Komm mit mir Hildebrecht!

Die Nonnen. (vor sich) Alles fischt sie uns weg, was hübsch ist!

Hildebrecht gefiel den Nonnen, er gefiel auch der Aebtissin, und sie, gefiel ihm. Also, waren beide Theile mit einander zufrieden, und aus dieser Zufriedenheit, entstand eine gar wundersame Einigkeit. — Immer waren die schönen Bewohnerinnen des Jungfernklo-

sters *) wohlauf und vergnügt; fehlte ja einer etwas, so hatte man zum Glück, das Rezept des H. Dominikus **) bei der Hand, und die Krankheit wurde sogleich gehoben.

Aennchen

*) „Jungfernklöster, deren Bewohnerinnen man Nonnen nennt, — sagt Lichtenberg; — etwa so, wie lucus a *non* lucendo den Namen haben soll."

**) Der H. Dominikus, scheint ein Empiriker gewesen zu seyn. Als Beleg, diene folgende Geschichte aus des berühmten Jac. de Voragine güldener Legende. „Eine andächtige Nonne welche durch Krankheit sehr heftige Schmerzen an dem heimlichsten Theile des Leibes litt, und sich nicht entdecken wollte, wußte sich endlich in der Angst nicht weiter zu helfen, und rief den H. Dominikus um Hülfe an. Dieser erschien ihr in persona. Er rühmte ihre Andacht und heilte sie durch eine gewisse Arzenei welche er unter seinem Rocke hervorzog. Die Nonne über die Lieblichkeit und Süssigkeit der Arzenei entzückt, fragte, wie man diese Arzenei nenne? Der Heilige antwortete: sie ist so vortrefflich, daß sie gar nicht zu schätzen ist, und heißt: Die Salbung der Liebe." — Diese Geschichte ist um so weniger verdächtig, da ihr Erzähler selbst ein Dominikaner war, und gewiß von seinem Ordensstifter keine Lüge hat erzählen wollen.

Aennchen war nie kränklich, als wenn ihr das Geld ausgegangen war. Sie suchte sich aber gleich wieder zu helfen.

Jetzt, als sie eben einen solchen Anfall von Unpäßlichkeit in Hildebrechts Armen bekam, lockte sie ihm seinen Dolch mit dem goldenen Griffe ab. Dieser wurde sogleich in Erfurt in Geld verwandelt, und man lebte in dem Kloster wieder hoch. Und nun, gewann die Aebtissin den Sänger noch einmal so lieb.

Dieser wurde nach und nach im Kloster so eingewohnt, daß er dasselbe gar nicht mehr verlassen mochte. Durch seinen freiwilligen Beitrag zur Klosterkasse, hatte er sich auch ein Haus- und Kostrecht im Kloster erworben und war gleichsam im Besitz eines ewigen Panisbriefs. *)

Die Nonnen lernten Gesänge von ihm, und er lernte sie den guten Kindern gern.

*) Panisbrief — war eigentlich, die Benennung einer schriftlichen Anweißung und eines Befehls vom Kaiser, einem Laien, lebenslänglichen Unterhalt in einem Kloster zu geben.

Man schätzte die Dichtkunst, man liebte den Sänger und liebte die Freuden der Tafel.

Der Freude war der schönste Thron in dem Kloster errichtet, auf welchem die Aebtissin als Königin sas. Wer die Nonnen in Homburg so wohlauf jetzt leben sah, der mußte gestehen, daß sie sich ihres Lebens zu freuen wußten; und wer Einbildungskraft und Empfindung genug hatte, der sagte: die Nonnen im Kloster Homburg, leben wie im Himmel! *)

Aennchen

*) „Ein schöner Himmel!" werden die Leser sagen. — Warum nicht? Wär's doch einer nach den Grundsätzen eines ächten Katholiken, des P. Gabriel S. I. S. dessen Empyrealogia. 1652. Und lassen Sie uns hören, was der P. Ludwig Henriquez auch einer de Soc. Jes. in seinem Buche: Occupation de Saints dans le Ciel, vom Himmel und seinen Freuden erzählt. „Im Himmel werden, —" sagt dieser fromme Mann; — „die seeligen Leiber das reizendste Vergnügen durch Umarmung der Leiber der Auserwählten, geniessen. Sie werden sich mit einander baden. Die Engel werden sich als Weiber kleiden, und den Heiligen mit kraußen Haaren und in weiten Unterröcken von der feinsten Leinwand, erscheinen. Dort wird man in Bädern wie Fische umher schwimmen, lieblich wie Nachtigallen und Haide-

lers

Aennchen lebte auch wie im Himmel bisher, aber bald fühlte sie ein sogenanntes Höllenfeuer in ihrer Brust, welches sie vorher nie gefühlt hatte, genannt das Feuer der Eifersucht.

Ihr Sänger war nemlich auf den Einfall gekommen, nächst ihr, auch ein artiges, junges Nönnchen, die Schwester Therese schön zu finden. Ein Mädchen, so schön und so zärtlich, als ihre heilige Namensschwester.

Mit dieser, überraschte Aennchen ihren Sänger einst in einer Laube des Klostergartens zu einer, ihnen sehr ungelegenen Stunde.

Mit eigenen, frommen Händen riß sie die Liebenden von einander, schlug das arme Nönnchen

lerchen wird man singen auf grünen Fluren. Männer und Weiber werden sich mit Tanz und Mummerei, mit Essen und Trinken, ergötzen. Die Weiber, werden noch angenehmer singen, als die Männer, und werden auferstehen mit viel längern Haaren, als sie hier hatten; und sie werden sich nebst ihren Kindern, mit Bändern schmücken, und werden sich weit schöner putzen, als hinieden auf Erden." —

chen stracks zu Boden, und befahl dem Sänger, sogleich das Kloster zu verlassen.

Aber dieser, gieng nicht.

Fürchterlich fieng sie an, zu schelten und zu toben und Hildebrecht, verantwortete sich mit keiner Silbe.

Endlich, verlangte sie Entschuldigungen von ihm zu hören. Sie befahl es ihm, sich zu entschuldigen.

Er. Ich kann mich nicht entschuldigen.

Sie. Jeder Mensch kann sich entschuldigen, wenn er will.

Er. Ich bin strafbar.

Sie. Das weiß ich.

Er. Ich bin nicht zu entschuldigen.

Sie. Was hast Du verdient?

Er. Bestrafung.

Sie. Welche?

Er. Ihr selbst, werdet sie bestimmen.

Sie. Gut! — Kniee nieder!

Er. (kniet nieder) Vergebt mir!

Sie. Was hast Du verbrochen?

Er. Ich bin ein schändlicher, treuloser Mensch!

Sie. Gestehst Du das selbst von Dir, was soll ich sagen?

Er. Was Ihr wollt.

Sie. Willst Du Besserung versprechen?

Er. Von ganzen Herzen.

Sie. Steh auf! ich vergebe Dir.

Er. Ich bin glücklich! — Aber eher, werde ich nicht aufstehen, bis Ihr mir versprecht, ein Opfer von mir anzunehmen. Ein Opfer, welches mir zugleich meinen beständigen Lebensunterhalt sichern soll.

Sie. Ich will das Opfer annehmen und Dein Begehren erfüllen.

Er. So nimm denn von mir diese goldenen Ketten und laß sie werden zum ewigen Bande zwischen uns. Wende sie zum Besten des Klosters an, und gieb mir die Versicherung einer bleibenden Stätte allhier.

Sie. O Du guter, mildthätiger Mensch! — Was Du begehrst, soll geschehen. Du sollst unserm Kloster auf ewig verschrieben seyn.

Besser, konnte sich Hildebrecht bei der geldbedürftigen Aebtissin, gar nicht aus der Affaire ziehen. Ihm wurde vergeben, The-

rese kam mit einem blauen Auge davon, und der liebe Friede, wurde wieder hergestellt.

Aber das Gerücht von der feinen Klosterwirthschaft in Homburg, verbreitete sich weit umher. Geistliche und Laien sprachen davon, und als eben der fromme *) Kaiser Lothar II. nach Mülhausen kam, **) dort einen Reichstag zu halten, hatte er genug an den Berichten über das feine, ehrbare Klosterleben in Homburg zu hören.

Das gieng ihm nahe und machte ihn sehr ergrimmt. Er zog die Bischöffe zu Rathe, der Papst wurde davon benachrichtiget, und endlich kam der graußame Schlag ***) einer gänzlichen Reformation von Mainz aus, von dem

*) Der Kaiser hörte jeden Morgen drei Messen. Eine, für die Toden, die zweite, für sein Kriegsheer, und die dritte, für sich, als die ordentliche Tagesmesse.

**) Im Jahr 1134.

***) Im Jahr 1136.

dem Erzbischoff Adelbert, in dessen Diözes dieses Kloster gehörte.

Das bisherige Nonnenkloster, wurde nun in ein Mönchskloster, auch Benediktinerordens, verwandelt.

Der Kaiser schrieb an das berühmte Kloster Korvey, welches einen sehr guten Ruf hatte, und lies von dorther Mönche kommen das Kloster Homburg zu besetzen.

Den Nonnen wurde freigestellt, sich entweder in das Nonnenkloster nach Eisenach zu begeben, oder in Homburg, jedoch, unter der Aufsicht der Mönche, *) zu bleiben. — Die

*) „Sub custodia monachorum" — sind die Originalworte der Urkunde. Man kann daraus schliessen, welches Vertrauen man in die strenge Lebensart der Korveyer Klosterherrn damals setzte! — Der Papst bestätigte alles, und der Abt, wurde Abbas praepositus infulatus, das heißt, ihm wurde erlaubt, eine Bischoffsmütze zu tragen. Der größte Vorzug welchen aber dieses Kloster vor andern Klöstern erhielt, war, daß zur Zeit eines allgemeinen Interdikts (wenn den Kirchen das Nachtmal und andere öffentliche gottesdienstliche Handlungen untersagt wurden,) das Kloster Homburg die Erlaubniß haben sollte, bei verschlos-

sen=

Die meisten Nonnen, liesen sich den letztern Vorschlag gefallen, und blieben unter der Aufsicht der Mönche, in ihrer alten Wohnung. — Ein paar alte Nonnen aber, liesen sich nach Eisenach schaffen.

Aennchen, mochte keinen Abt sehen, wo sie Aebtissin geweßen war, und verlangte gleichfalls nach Eisenach geschafft zu werden.

Auf dem Wege dahin, entsprang Aennchen ihren Führern, und eilte abgeredetermaßen, einem benachbarten Junker in die Retterarme.

Bei dem Junker befand sich auch Hildebrecht der liebliche Sänger, und hoffte nun die von Aennchen unterm Husch gemachte Ausbeute, die letzten Klosterpfennige, mit ihr zu theilen. Aber der Junker, war listiger, als beide,

senen Thüren, ohne Geläute, und in der Stille, den Exkommunizirten das Abendmal zu reichen und andere gottesdienstliche Handlungen zu verrichten. Dieses war sonst keinem einzigen Kloster weiter erlaubt. — — Im Jahr 1554 wurde nach der Reformation dieses uralte Kloster ganz säkularisirt und existirt heutiges Tages nicht mehr.

LB Coburg

beide, nahm der Erzäbtissin die Ausbeute ab, und erlaubte ihr, mit ihrem Liebhaber zu gehen, wohin sie wollte.

Sie hatte keine Wahl. — In eine Kutte, wie ihr Geliebter, gehüllt, wanderte sie mit ihm davon.

Unterwegs, kam's zu wechselseitigen Vorwürfen.

Er. Du hast Deine Sachen schön gemacht; das muß wahr seyn!

Sie. Aber Du? — Hättest Du Deine goldenen Ketten behalten, so wären wir jetzt vor Mangel gesichert.

Er. Meine goldenen Ketten? Vor Dir, hätte ich wohl etwas behalten können! In der Noth, hättest Du mich wohl selbst ausgeplündert, oder gar verkauft. — Aber Du, konntest das Ungewitter voraussehen, und wenn Du klug geweßen wärst, so wären wir jetzt mit vollen Säcken in Welschland.

Sie. Warum hast Du mir nicht den klugen Rath eher gegeben?

Er. Weil Du niemals Rath annehmen mochtest.

 Sie.

Sie. Wozu helfen aber die Vorwürfe jetzt? Laß uns zusehen, wie wir durch die Welt kommen.

Aber sie kamen nicht weit. — Der Junker hatte ihre Spur aus wahrer Andacht, verrathen. Man setzte ihnen nach, und holte sie ein.

Die Eräbtissin, wurde in ein Kloster gesteckt, und Hildebrecht, sang sich frei.

Man belachte seine Schwänke, bedauerte seinen Goldverlust, gab ihm aber nichts wieder, und lies ihn endlich laufen.

Er brachte seine Abentheuer in Verse und sang sie allenthalben gar rührend ab.

In Würzburg nahm man seine Klagen übel und drohte ihm mit der Exkommunikation. Er entlief dem geistlichen Hagelwetter, noch zu rechter Zeit, kam nach Schwaben, wo man seine Talente schätzte, und starb alt und lebenssatt als Schulmeister zu Ulm, wo er sich unter einem andern Namen niedergelassen hatte, wie man sagt.

IV.

IV.

Ubaldo Zerbini.

Angesehen und hochverehrt herrschte Manfredo in Faenza. Er war seinem Bruder Tankredo in der Regierung gefolgt, als sein Neffe, dessen Vormund er vorher war, plötzlich starb, und ihm sein Erbrecht und sein Fürstenthum hinterlies.

Die Laien und die Geistlichkeit, waren mit Manfredo's Regierung zufrieden. Seine Soldaten liebten ihn als einen tapferen Feldherrn, wovon er Proben gegeben hatte, und der Adel, hatte Ehrfurcht gegen seinen Lehnsherrn.

Man sehnte sich nur nach der Gewißheit, den Regierungszügel von Faenza in den Händen der Nachkommen des Fürsten Manfredo zu sehen. Diese Wünsche, wurden laut, und Manfredo, der bis in sein vier und vierzigstes Jahr unverheurathet geblieben war, ent-

schloß sich jetzt, den Wünschen seiner Unterthanen gemäs, sich zu verheurathen. Davon, wurde jetzt allgemein gesprochen, und Hoffnungen und Wünsche lebten in zufriedenen Erwartungen auf.

Damals lebte an Manfredo's Hofe ein junger talentvoller Mann, Ubaldo Zerbini, dessen Bekanntschaft der Fürst vor einiger Zeit in Venedig gemacht hatte, der ihm gefiel, und den er mit glänzenden Anerbietungen nach Faenza, an den Hof, berief. — Ubaldo folgte dem Rufe, wurde von dem Fürsten sehr gnädig aufgenommen, vorgezogen und geschäzt.

Der Hof war etwas unwillig über die Ehrenbezeugungen welche dieser Fremdling genoß, denn schon sahen erfahrene Hofmänner in Ubaldo einen Favoriten des Fürsten aufblühen. Eine Blume, die viele Neider, aber wenig gute Freunde zu finden pflegt.

Die erfahrenen Hofmänner, hätten keine vergeblichen Ahndungen. Ubaldo schwang sich wirklich nach und nach, ohne daß er es

selbst wußte, zu der Ehrenstelle eines fürstlichen Favoriten hinauf, wohin ihn Manfredo, ohne daß er gleichfalls wußte, wie, oder warum er das that, erhob.

Das gieng so nach und nach, und ohne Berechnung, von beiden Theilen zu, daß Ubaldo von dem Fürsten, Freund genannt wurde, ehe er wußte, womit er diese Benennung verdient habe.

Sein Ansehen vergrößerte sich mit jedem Tage. Er selbst aber, sah sich um nichts größer jetzt, als er sich vorher gesehen hatte. Er kannte seinen Werth, und brauchte ihn nicht erst durch eine fürstliche Favoritschaft zu erhalten.

Manfredo war von seinem Umgange so sehr eingenommen, daß er nicht mehr ohne ihn leben konnte. Er bediente sich seines Rathes in allen vorkommenden Fällen und machte ihn zum Vertrauten und zum Siegelbewahrer seiner Kabinetgeheimnisse.

Diese Vertraulichkeit führte weiter, und Ubaldo wurde auch zum Vertrauten der Pri-

vatgeheimnisse des Fürsten gemacht, und dieser, entdeckte ihm — das größte und wichtigste seiner Geheimnisse endlich, welches wir auch noch in der Folge, erfahren werden.

Diese Entdeckung setzte den Günstling des Fürsten in Erstaunen. — Das konnte dem Entdecker nicht entgehen.

Manfredo. — Ubaldo! — Wie? Du wirst blas? Du zitterst? — Du schweigst?

Ubaldo. Mein Fürst! —

Manfredo. Freund!

Ubaldo. Ich wünschte, nie Theilnehmer dieses Geheimnisses geworden zu seyn!

Manfredo. Beruhige Dich Ubaldo! mache Dich meines Zutrauens immer würdiger, und — Es kann nun einmal nicht anders seyn!

Ubaldo. Weil es so ist.

Manfredo. Und, weil es nun so bleiben muß. Mein Tod, kann alles wieder gut machen. — — Nun, Ubaldo! ich habe noch einen Auftrag für Dich. Eine Angelegenheit,

bei

bei der ich mein ganzes, völliges Zutrauen in Dich setze. — Die Tochter des Herzogs von Castro, war mit dem Prinzen von Urbino vermählt. Seit zwei Jahren ist sie Wittwe. Der Ruf sagt viel von ihrer Schönheit und von ihrem Verstande. Ich bin entschlossen, ihr meine Hand zu reichen, und habe Dich ersehen, in dieser Angelegenheit mein Rathgeber, dann der Botschafter an ihres Vaters Hofe, und mein Freiwerber bei der Prinzessin zu seyn. — Begieb Dich unerkannt nach Castro, beobachte die Prinzessin, lerne sie kennen, gieb mir Nachricht von Deinen Entdeckungen, und — erwarte dann meine weitern Befehle.

Ubaldo. Verlaßt Euch ganz auf mich.

Manfredo. Wer kennt mich besser, als Du mich kennst? Wer könnte besser wissen, ob die Prinzessin sich für mich schickt, als Du es wissen kannst? — Ich lege hiermit mein Weh und mein Wohl in Deine Hände; in die Hände meines Freundes. — Welches Vertrauen ich in Dich setze, — weißt Du. Ich bin fest überzeugt, daß Du es nie mißbrau-

chen wirst. — — Die Heurathsgesandtschaft, trittst Du ganz in der Stille an.

Ubaldo. Ich werde mich zu benehmen wissen!

In der Stille reiste Ubaldo ab, und kam unter einen andern Namen, nach Castro, wo seit ihres Gemals Tode, die Prinzessin Isabella an ihres Vaters Hofe, lebte.

Ubaldo wußte sich bald bei Hofe Zutritt zu verschaffen, und zeigte sich, als er dem Herzog vorgestellt wurde, auf einer so vortheilhaften Seite, daß er sogleich gewonnenes Spiel bekam.

Der Herzog unterhielt sich sehr lange und sehr freundschaftlich mit ihm, bewunderte seine Klugheit und war von seiner Wohlredenheit und von seinem adelichen Betragen entzückt.

„Wollt Ihr mir das Vergnügen gönnen, — sagte der Herzog; — und wollt, so lange Ihr hier seyd, mein täglicher Gast seyn, so werdet

Ihr

Ihr mir viel Freude gewähren. Ich bitte Euch sogar darum, recht lange hier bei uns zu bleiben, wenn es sich thun lassen will."

Dieses Anerbieten nahm Ubaldo an, und der Herzog befahl, ihn sogleich seiner Tochter vorzustellen.

Ihr werdet an ihr — sagte er; — eine Liebhaberin der Wissenschaften, und eine Freundin finden. So, wie ich mich, von ganzem Herzen, Euern Freund nenne.

Ubaldo wurde der Prinzessin vorgestellt. Sie war sehr gütig, eine geistreiche Dame, im zwanzigsten Lenze ihres Lebens, reitzend und schön. Sie sprach mit Anmuth und Güte; sie sprach schön und überzeugend.

Unglücklicher Augenblick dieses Sehens! Ubaldo war verloren. — Die Braut seines Fürsten um die er werben sollte, entzückte ihn, bezauberte ihn — und die unselige Leidenschaft der Liebe erwachte in seinem Herzen.

Fest hielt der allmächtige Zauber ihn gefangen. An seine Rettung konnte er nicht denken. Es wurde zu spät zu fliehen. Er war verloren.

Ubaldo war ein schöner junger Mann. Gleichgiltig verlies ihn die Prinzessin nicht. Aber bis zur Leidenschaft waren ihre Empfindungen für ihn noch nicht gestiegen. Das ist nur ein Werk der Zeit.

Ubaldo vergas, seinem Fürsten Nachricht von sich und von der Prinzessin zu geben. Er vergas sich selbst.

Seine Leidenschaft wuchs mit jeder Stunde, und drohte schon die Schranken zu durchbrechen, als er erst, viel zu spät! nachdachte, wie er dem ihn drohenden Ungewitter entrinnen wollte.

Es war zu spät. Er blieb. Er überlies sich mit Wohlgefallen seinen Empfindungen, und bemerkte, daß Isabella seine bezeichnetesten Schritte nicht bemerkte, oder nicht bemerken wollte.

Das, machte ihn muthig und kühn. Es war ihm nicht mehr zu helfen.

Einst traf er auf einer Morgenpromenade die Prinzessin im Schloßgarten lustwandelnd an.

Er hatte nicht den Muth ihr auszuweichen. Sie hätte das vielleicht auch nicht gern gesehen.

So näherten sie sich einander, so trafen sie zusammen und hier kam es, ohne Prunkreden, *) sogleich zu einer weit zwanglosern Unterhaltung.

Sie. Man konnte darauf rechnen, daß einen Freund der schönen Natur, dieser herrliche Morgen, in's Freie locken würde. Aber, daß Ihr eben diesen Garten wähltet, um die schönen Freuden eines schönen Morgens zu genießen, das —

*) Diese Uebersetzung des Worts Komplimente, wie sie Filip von Zesen uns gegeben hat, ist, glaube ich, nicht unglücklich. Deshalb bediene ich mich derselben, wie auch zuweilen des Worts Zeitblick für Minute. — Wann's nicht recht ist, soll's nicht wieder geschehen.

Er. — ist gewiß nicht Zufall, gnädigste Prinzessin!

Sie. Ei! — Nicht einmal Zufall? Ich hatte wirklich auf den Zufall in Euerer Antwort, gerechnet.

Er. Ach nein! es ist nicht Zufall.

Sie. Also Vorsatz? — Vorsatz, hier zu lustwandeln, um — — — Was fehlt Euch? — Ihr seht wahrhaftig aus, als wenn Ihr Euch irgend worinne verrechnet hättet.

Er. Prinzessin!

Sie. Auf einmal, so feierlich! — Diese Umänderung in einem Zeitblick? — Was heißt das? — Der heitere Morgen ist es doch unmöglich, der Euch so sehr verstimmen kann?

Er. Für einen Unglücklichen, giebt es keine heiteren Morgen.

Sie. Unglücklich? — Ihr unglücklich?

Er. Sehr!

Sie. Und wo bleibt Euer Vorsatz, hieher zu gehen?

Er. Ich wollte mich zu zerstreuen suchen.

Sie. Die Zerstreuung, ist eine Freundin auf sehr unsichern Wegen.

Er. Ich habe gestern Briefe erhalten, die mich sehr traurig machen.

Sie. Das sind vermuthlich Familien Angelegenheiten?

Er. Angelegenheiten der Freundschaft. — Erlaubt mir, Euch zu erzählen, was mich kümmert.

Sie. Wenn ich es wissen darf —

Er. Ich habe einen Freund. Wir lieben uns, wie sich gewiß noch keine Freunde geliebt haben. — Dieser Freund ist Hofkavalier eines Prinzen dessen ganzes Zutrauen er besitzt. Der Prinz hat ihn als Freiwerber an einen benachbarten Hof geschickt, und mein unbesonnener Freund, — hat — o! es ist schrecklich!

Sie. Nun? —

Er. Er hat die Pflicht gegen seinen Herrn vergessen, er hat treulos an ihm gehandelt und fühlt selbst Leidenschaft gegen die Braut des Prinzen.

Sie. Weiß es der Prinz?

Er. Noch nicht. Wenn er es aber erfährt, dann — wehe dem Unglücklichen! Er ist ohne Rettung verloren!

Sie. Mein Gott! wie leidenschaftlich sprecht Ihr!

Er. (sucht sich zu fassen) Ich liebe meinen Freund!

Sie. Weiß die Braut —

Er. Sie weiß von nichts.

Sie. Sie hat Euerm Freunde doch nicht etwa —

Er. Sie hat gar nichts gethan, was ihn berechtigen könnte, seine Leidenschaft zu nähren. Und dennoch, nährt sie der Unglückliche, gleich einer Freundin in seiner Brust. O! es ist eine Natter die er zu einem abscheulichen Bisse in seinem Busen erwärmt.

Sie. (beinahe betroffen) Ihr müßt diesen Freund sehr lieben!

Er. Sehr! — und dennoch, muß ich ihn hassen.

Sie.

Sie. Was wird er thun?

Er. Er wird für seinen Fürsten um die Hand der Prinzessin werben, und dann —

Sie. Nun? und dann? —

Er. (fest) Und dann, wird er doch wohl Muth genug haben, sich einen Dolch in die Brust zu stoßen?

Sie. Wie?

Er. Er verdiente sonst nicht mein Freund zu seyn!

Sie. Ihr seyd in heftiger Bewegung!

Er. Ist mein Freund nicht ein treuloser Bube?

Sie. Ihr nehmt die Sache allzugewissenhaft.

Er. Allzugewissenhaft?

Sie. Ich will seiner Leidenschaft nicht das Wort reden, aber —

Er. Könnt Ihr ihn entschuldigen?

Sie. Ich meine nur —

Er. (zitternd) Könnt Ihr ihn entschuldigen?

Sie. Setzt Euch in seine Lage, und —

Er. (fürchterlich) Ich bin in seiner Lage!

Sie. Um Gottes willen! was sagt Ihr?

Er. Ja! vernehmt es, und verabscheut mich. — Ich soll für den Fürsten Manfredo von Faenza um Euere Hand, werben, und ich Elender! lie —

Sie. Faßt Euch! — (ängstlich) Seyd wenigstens —

Er. Ich verlange mein Urtheil.

Sie. Von mir?

Er. Von Euch, die ich —

Sie. Von mir, erwartet kein Urtheil in meiner eigenen Angelegenheit.

Er. Nun dann! so will ich mich selbst verurtheilen.

Sie. Haltet ein!

Er. Ich bin des Todes schuldig!

Sie. Wißt Ihr —

Er. Ich bin des schrecklichsten Todes schuldig!

Sie. Keine Unbesonnenheit! Sie macht nichts gut.

Er. Wollt Ihr einen —

Sie. Laßt mich nichts hören!

Er. Ich will Euch —

Sie. Still! still!

Er. Hier ist das Portrait meines Fürsten. — Jetzt gehe ich zu Euerm Vater und entledige mich meines Auftrags. Ich werbe im Namen des Fürsten um die Hand der angebeteten Prinzessin — und — weiß mein Leben —

Sie. Nochmals, keine Unbesonnenheit! Ich gebiete Euch das, bei Euerer Lie — bei der Ehrfurcht die Ihr mir schuldig seyd.

Er. Ich kann meine Augen nicht mehr gegen Euch aufschlagen. Ich habe mich unterstanden —

Sie. (einfallend) Ist der Fürst in diesem Bild getroffen?

Er. (erschrocken) Zum Sprechen.

Sie. Er ist ein Vierziger?

Er. Vier und Vierzig.

Sie. Und war noch nie verheurathet?

Er. Noch nie.

Sie. Er ist der alleinige Beherrscher von Faenza?

Er. (stockend) Jetzt ist — Er ist es.

Sie. Sein Bruder, hinterlies keine Erben?

Er. Einen Sohn.

Sie. Und der ist tod?

Er. Er soll plötzlich gestorben seyn.

Sie. Er soll —?

Er. Ich war damals noch in Venedig. Ich bin ein Fremdling in Faenza und kenne Manfredo's Familiengeschichte nur der Sage nach.

Sie. Ich nehme in Euch einen Freund mit nach Faenza?

Er. Ihr wollt —

Sie. Ich will dem Fürsten meine Hand reichen.

Er. (wirft sich nieder) So empfangt, als meine Fürstin, von mir die Erste Huldigung, von einem treuen Unterthan, der —

Sie. Steht auf! — Seyd klug und bedenkt, daß — —

Er. Prinzessin! Ihr —

Sie. Ich verzeihe Euch. — Wir gehen zusammen nach Faenza, und —

Er. Ich bin ein Verräther! und —

Sie. Dennoch, vergebe ich Euch. — Seyd klug! — Keine Unbesonnenheit! — Geht zu meinem Vater, und — diesen Abend, spreche ich Euch.

Sie gieng. — Er sah ihr lange nach. Endlich sprach er:

„Ja! — Ich habe Dich verstanden!"

und eilte zu dem Herzog.

Hier übergab er seine Kreditive, und warb förmlich in Manfredo's Namen, um die Hand der Prinzessin.

Nach einigen Tagen, erhielt er erwünschte Antwort. — Hierauf fertigte er sogleich einen Kourier nach Faenza ab, sendete Isabellens Portrait, schilderte ihre Geistesgaben, und meldete, daß sein Gewerbe angenommen worden sey.

Manfredo war erfreut, endlich einmal etwas von seinem Ubaldo zu hören. Das Bild der Prinzessin riß ihn hin, und er fertigte sogleich einen Eilboten mit der Gegenantwort, mit Briefen an den Herzog und an seine Braut ab, begleitet, mit kostbaren Geschenken.

Indessen hatte Ubaldo immer Gelegenheit gesucht Isabellen zu einer näheren Erklärung zu bringen. Es kam nicht dazu. — Das machte ihn mißtrauisch und zurückhaltend. Die Prinzessin selbst mußte das bemerken, und sie nahm sich die Freiheit, ihm das zu verstehen zu geben.

Sie. Seit ich die Braut Euers Fürsten bin, Ubaldo! macht Ihr der Zurückhaltung eben so gut den Hof, als Ihr ihn mir macht.

Er.

Er. Die Zurückhaltung ist eine, für Kronen geborene Dame. — Wie könnte ich mich anders, als mit Ehrfurcht, meiner gebietenden Fürstin nahen? Hier ist jeder freie Blick, jedes vertrauliche Wort, ein frecher Dieb, der es nicht ungestraft wagt, ein Heiligthum zu beschimpfen, das er anbeten soll.

Sie. Dieser feierliche Ton, giebt mir vorläufige Nachricht, wie ich Euch als Hofmann zu Faenza finden werde. — Der Fürst nennt Euch Freund; die Fürstin, wird Euch zu ihrem Zeremonien-Meister machen müssen.

Er. Das wird die Fürstin nicht thun, wenn sie mich nicht alle Augenblicke über Zerstreuung, über, aus Zerstreuung unterlassene Pflichten, zur Rede setzen will.

Sie. Euere Fürstin, ist sehr nachsichtsvoll.

Er. Eine wahre fürstliche Tugend!

Sie. Sie wird auch die Garten-Szene vergessen.

Er. Sie hat sie schon vergessen.

Sie. Glaubt Ihr das? Meint Ihr, daß ich so vergeßlich bin?

Er. Ich meine, daß man alles seyn kann, was man seyn will.

Sie. Schwerlich! — Wenn dem so wär, was wärt Ihr jetzt?

Er. (verlegen) Glücklicher wär ich, als ich es jemals zu werden, hoffen darf.

Sie. Das beweißt, gegen Euere Rede.

Er. Aber nicht gegen mich selbst. — Giebt es nicht auch glückliche Träume?

Sie. Träume, sind keine Wirklichkeiten.

Er. Aber sie sind doch Etwas.

Sie. Genug, ich verlange weniger Zurückhaltung von Euch. Das ist es, worüber wir sprechen.

Er. Darf ich mich unterstehen, zu bemerken, daß Ihr Zurückhaltung mit Ehrfurcht verwechselt? — Ihr seyd meine Fürstin jetzt, und ich weiß, was ich Euch schuldig bin.

Sie. Aufrichtigkeit.

Er. Stellt mich auf die Probe.

Sie. Legt Ihr die Liebe an und ab, wie Euer Schwerd?

Er. Diese Leidenschaft, ist ein zweischneidiges, furchtbares Schwerd.

Sie. Keine Seitensprünge, statt einer Antwort.

Er. Ich habe — ich finde keine Antwort.

Sie. Liebe gebiert, sagt man, den stärksten Haß?

Er. Ergebenheit und Ehrfurcht, dulten keinen Haß.

Sie. Wenigstens, wünsche ich Euch ruhig zu sehen. — Ihr müßt heurathen. Ich selbst will Euere Freiwerberin werden. Es ist Gegengefälligkeit.

Er. Ich bin nicht eigennützig. — Und, ich werde nicht heurathen.

Sie. Nicht?

Er. Nein.

Sie. Niemals?

Er. Für die Zukunft, und für alles, was zukünftig ist, kann kein Mensch stehen.

Sie. Ubaldo! —

Er. Meine Fürstin? —

Sie. Ihr wollt gefürchtet seyn!

Er. Ich, nicht.

Sie. Ich lese es in Euern Augen, Ihr brütet über einem Plane, der —

Er. — Der — Ja wirklich! ich bin verrathen. Also — hier ist mein Plan. Sobald ich Euch glücklich nach Faenza gebracht habe, gehe ich zu den Rhodiser Rittern.

Sie. Ubaldo! —

Er. Blos, damit ich mein Fechten nicht verlerne.

Sie. Was wird der Fürst dazu sagen?

Er. Nichts mehr, als eben das, was die Fürstin dazu sagen wird: Ziehe in Frieden!

Sie. Das, wird die Fürstin nicht sagen.

Er. Nicht?

Sie. Sie wird sagen: Ubaldo! Du bist der einzige Mann den ich Unbekannte hier, wenig=

wenigstens länger als alle die andern kenne, die mich umgeben, ziehe also nicht zu den Rhodisern, bleib hier in Faenza, und werde mein Rathgeber, wenn ich Deinen Rath bedarf. — Will Ubaldo dann doch noch gehen?

Er. O Fürstin! Ihr treibt auf meine Unkosten, ein sonderbares Spiel.

Sie. Treibt auf meine Unkosten auch ein sonderbares Spiel, so sind wir beide in der nemlichen Beschäftigung.

Er. Bei Gott! ich verstehe Euch nicht.

Sie. Das thut mir leid! — Es ist aber doch besser, als wenn Ihr mich mißverstehen könntet.

Er. Dieses Räthsel —

Sie. Ueberlaßt die Auflösung der Zeit. — Ihr geht mit mir nach Faenza, und überlaßt die Rhodiser ihrem Schicksal. Der Graf von Savoien und die Genueser, werden schon Sorge tragen Rhodus zu entsetzen. *) Euch, brauchen

*) Das geschah auch damals, im Jahr 1312, als die Türken den Rhodisern so hart zusetzten. Amadeus der

chen wir zu Faenza. — Nachmals, — Euere beste Freundin, wird, wenn Ihr wollt, die Zeit seyn.

Der Einzug der Braut zu Faenza gieng mit großer Pracht vor sich.

Manfredo war entzückt, Isabella schwamm im Schimmer fürstlicher Pracht zufrieden dahin, und Ubaldo wurde wohl belohnt.

Die frohen Tage der glänzenden Hochzeitfeste, waren vorüber, die Räusche wurden ausgeschlafen, alle schwammen noch in bezaubernden Träumen, aber Ubaldo wachte und konnte weder träumen, noch schlafen.

Der

der Graf von Savoien, stiftete, wie bekannt ist, über diesen glücklichen Entsatz von Rhodus, einen Orden, welcher diese Begebenheit verherrlichte. Die Galeren der Genueser leisteten große Dienste, und die deutschen Ritter, unter denen sich Konrad Werner von Hatstadt besonders rühmlich auszeichnete, fochten mit unbeschreiblicher Tapferkeit für ihre bedrängten Ordensbrüder. S. Megiseri Propugnaculum Europae. Lips. 1610. S. 69 — 72.

Der Fürst kam seiner Gemalin nicht von der Seite. Er hatte sie sehr liebgewonnen und fand sie sehr zärtlich. Dies brachte ihn mehr als einmal zu dem Ausruf:

„Ubaldo! wie glücklich hast Du für mich gewählt!"

So viele Worte, so viele Dolchstiche für Ubaldo's Herz. — Kaum konnte er sich noch verstellen. — Er fieng nach und nach an, eine Figur zu spielen, die dem ganzen Hofe auffiel. Selbst der Fürst, wurde endlich auf sein Betragen aufmerksam. Oft fragte er ihn:

„Was fehlt Dir?"

und eben so oft, erhielt er von ihm die Antwort:

„Ich weiß es selbst nicht."

Die Fürstin sprach er äusserst selten, und wenn er sie sprach, so machte sie sich sehr fein über seine Verlegenheit lustig.

Das konnte er nicht ertragen. Diese Kränkung empörte seinen Stolz. Seine Leidenschaft, wurde zu Haß. Von Liebe, sprach er nicht mehr, aber sich zu rächen, schwur er.

Jetzt, fieng er an sich zu verstellen, und affektirte eine gewisse Lustigkeit, die sehr oft in's Uebertriebene fiel.

Zu Faenza lebte eine gewisse Gräfin Gismonda, in einem Alter von ungefähr sechs und zwanzig Jahren, ein feueriges, tiefblickendes, und stolzes Weib. Sie war beleidigt. Manfredo hatte vertraut mit ihr gelebt. Jetzt, wurde sie allenthalben zurückgesetzt. Das konnte sie nicht ertragen. Sie dürstete nach Rache, blieb zu Faenza, und erwartete ungeduldig den Augenblick, in welchem sie Triumflieder anstimmen wollte.

Ihrem Tiefblick entgieng Ubaldo nicht. Sie ahndete seine Unzufriedenheit, und zog ihn nach und nach zu sich.

In dergleichen Situationen, finden Mißvergnügte sich leicht zusammen.

Gismonda war klug und verschlagen. Sie fand Ubaldo's schwache Seite bald. Sie kam ihm entgegen, und er, wurde zutraulich.

Nach und nach kamen sie sich beide so nahe, daß sie sich die Hände ohne Bedenken reichen konnten. Um destosicherer zu gehen, that die Gräfin den ersten Schritt, bei dem sie nichts wagte, und Ubaldo, war gezwungen, den zweiten Schritt zu thun, wie das ganz natürlich war.

An einem schönen Abend saßen sie beide in Gismondens Kabinet zusammen. Perlender Wein schäumte in die Becher, die Ubaldo hitzig leerte, und die Gismonda freundlich immer wieder füllte. Ihre Augen warfen Strahlen, Ubaldo war jetzt leicht zu entzünden. Ein süsser Taumel bemächtigte sich seiner Sinne, die Gräfin benutzte den berechneten Zeitblick, und der schöne Jüngling lag in den Armen einer wollüstigen Bachantin. Glut verschmolz in Glut. Flamme, ergoß sich zu Flammen. Entzücken rang mit Entzücken und sanftes Ermatten krönte die kühnsten Wünsche.

Sie hielt ihn fest. Sie rang mit ihm um jeden Preis. Sie ermattete ihn mit feurigem Zuvorkommen, sie feierte einen dreifachen

Triumf, und Ubaldo, entschlief in ihren Armen.

Hier fand ihn die Morgenröthe und weckte ihn mit lieblichem Kosen. Er erwachte, sah sich an Gismondens Seite, und konnte ihren Armen nicht entfliehen.

Sie erwachte von seinen Küssen zu neuen Freuden, sie hielt ihn mit lieblichem Zauber gefangen, und zog ihn mit jedem Augenblick tiefer in ihre Schlingen.

Sie. So wird der Fürst jetzt bei Isabellen liegen. Der Treulose! der einst in diesen Armen von Glück und Liebe berauscht, mir ewige Treue schwur, und seine Schwüre so treulos brach.

Er. Ach!

Sie. Doch wozu soll das Dir, mein Lieber? Das Vergangene, sey vergangen —

Er. Sey nicht vergangen!

Sie. Und warum nicht, da mich das Gegenwärtige so sehr beglückt? — Ich mache keine Anforderungen an den Fürsten. Er liebt

seine

seine Gemalin, sie trägt schon sichtbar das Pfand seiner Liebe unter ihrem Herzen, ihre Kinder werden über Faenza herrschen, und —

Er. Nein! das werden sie nicht.

Sie. Nicht? — Warum nicht?

Er. Ich besitze einen Talisman der Isabellens beleidigenden Stolz zu Boden schmettern soll. Ich kann Schlösser und Banden sprengen — Ihre Kinder, sollen nicht zu Faenza herrschen!

Sie. Ubaldo! was sagst Du?

Er. Was ich erfüllen kann.

Sie. Ich verstehe Dich nicht. — Willst Du Isabellens Kinder morden?

Er. Ich bin kein Mörder. Aber, ich kenne einen, der eben so gut, als ein Mörder ist. Unrecht soll Unrecht bleiben. Jeder, an seinen Ort. Dahin, wohin er gehört.

Sie. Ich begreife nicht, was Du sagen willst. — Du kennst doch meinen Onkel, den Marchese d' Overo? Dieser grübelt einem schrecklichen Geheimniß nach. Er will wissen,

Man-

Manfredo's Bruders Sohn, der Prinz Rinaldo, welchem der Purpur von Faenza eigentlich gehört, sey auf Befehl des Fürsten, erdroßelt worden.

Er. (heftig und unbedachtsam) Nein, nein! Er lebt noch.

Sie. Er lebt noch?

Er. Nun weißt Du alles. — Aber, bei Gott! Du weißt zu viel.

Sie. Ich? — Manfredo's Todfeindin? — Ich kann nicht zu viel wissen. Ich bin zwar nur ein Weib, aber in diesem Busen klopft ein männliches Herz. — Ubaldo! Du hast Dich keinem plauderhaften Mädchen anvertraut. Ich weiß Geheimnisse zu verwahren, wie sie ein Mann verwahrt. Ich fürchte auch den Tod nicht, und bebe nicht zurück vor der Majestätsmiene eines gekrönten Verbrechers. — Entdecke Dich meinem Onkel, macht euch einen Anhang, zieht den Prinz Rinaldo hervor aus dem Todenwinkel in welchem er schmachtet, setzt ihn auf den väterlichen Thron, gebt Faenza seinen rechtmäßigen Fürsten wie-

der,

der, und laßt die stolze Närrin mit ihrem erlauchten Gemal in ihres Vaters groses Land ziehen. Dort mögen sie Kriegsheere gegen euch werben, oder von euerm Gnadengelde leben, wie sie wollen. — Die Stimme der unterdrückten Unschuld ruft Dich zu ihrem Rächer auf. Du bist ein mitschuldiger Verbrecher, wenn Du diesen Ruf nicht hören willst.

Er. Gedult! — Laß uns langsam, aber sicher gehen.

Sie. Bedenke aber auch, daß Langsamkeit der Unschuld das Leben kosten kann. Wird Manfredo Vater, dann ist der Prinz verloren.

Er. Dazu, soll es nicht kommen!

Sie. Noch ein einziges vertrauliches Wort. Wo wird der Prinz gefangen gehalten?

Er. Auf dem Kastel unweit Rimini. — Gismonda! zeige Dich meines Vertrauens würdig. Indem ich von Dir gehe, bin ich ganz in Deiner Gewalt. Verrathe mich an den Fürsten, und —

Sie. Eher an den Teufel, als an diesen gewissenlosen Verräther. — Du sollst erfahren, daß ich Deines Vertrauens würdig war. Ich weiß nicht, was Verrätherei ist, aber Rache kenne ich.

Sie verliesen das Lager auf welches Liebe sie so weich gebettet hatte, und Ubaldo, war eben im Begriff aus dem Hause der Gräfin zu gehen, als ihm ein Offizier von der fürstlichen Leibwache mit Gefolge entgegen trat.

Ubaldo. Wohinaus? Gilt das der Gräfin, oder mir?

Offizier. Euch. — Ihr folgt mir ruhig und gebt mir Euern Degen.

Ubaldo. Ich?

Offizier. Ihr, Ubaldo Zerbini. Auf Befehl des Fürsten.

Ubaldo. Hier ist mein Degen. Wo führt Ihr mich hin?

Offizier. Sogleich zum Fürsten selbst.

„Was

„Was ist das?“ — schrie die Gräfin zum Fenster heraus.

„Man nimmt mich auf Befehl des Fürsten gefangen;“ — antwortete Ubaldo, und folgte dem Offizier.

Gismonda flog zu ihrem Onkel.

Ubaldo wurde zum Fürsten geführt, belächelt von den Hofleuten, gefesselt von der Wache. — Er blieb mit dem Fürsten allein.

Manfredo. Verräther!

Ubaldo. Bin ich das?

Manfredo. Mir geziemt es zu fragen, nicht Dir, treuloser Verräther! den ich mit Wohlthaten überhäufte, und der mir alles mit schändlichem Undank vergalt. Aber noch bin ich Herr über Dein Leben, und Du sollst mit Deinem Kopfe Deine Verrätherei bezahlen.

Ubaldo. Welcher Verrätherei klagt man mich an?

Manfredo. Ich will Deine Treulosigkeit gegen mich, Deinen Herrn, in Castro, vergessen. Du hast meiner Gemalin Argwohn wegen des Prinzen Rinaldo beigebracht. Das Geheimniß sollst Du nicht verplaudern, und Deiner Vertraulichkeit mit der rachsüchtigen Närrin Gismonda, will ich Schranken setzen.

Ubaldo. Ich habe der Fürstin nicht gesagt, daß Rinaldo noch lebt. Vermuthet sie es; destoschlimmer für sie, und für Euch.

Manfredo. Mir aus den Augen, Bösewicht!

Ubaldo. Hier ist kein Echo.

Manfredo. Dein Leben bezahlt mir Deine Frechheit.

Die Wache trat auf ein Zeichen des Fürsten in das Zimmer, und Ubaldo wurde sogleich in enge Haft auf das Kastel der Stadt Faenza gebracht.

Was indessen Gismonda bei ihrem Onkel gesagt hatte, ist leicht zu errathen.

Sie

Sie schilderte die Gefahr so dringend, daß der Marchese sogleich zu seinen Freunden eilte. Diese machten sich auf, und hatten schon einige Zeit die Stadt im Rücken, als Gismonda in Faenza gegen Abend in Verhaft genommen, und auch auf das Kastel gebracht wurde. Sie folgte sehr entschlossen, da sie das Geheimniß in Sicherheit wußte.

Der Marchese und seine Freunde bewaffneten in aller Eil einige Banditen und Bauern und drangen gegen Morgen, als eben die Zugbrücke niedergelassen wurde, mit Gewalt und ganz unvermuthet, in das schwach besetzte Schloß, in welchem sich der Prinz befand. Der Kommandant mußte sich ergeben. Des Prinzen Kerker wurde gesprengt, und er selbst, wurde im Triumf nach Rimini geführt.

Das Volk strömte haufenweise herbei, und alles bewaffnete sich in der Eil, dem Prinzen nach Faenza zu folgen. Ein jeder wollte Zeuge seiner feierlichen Thronbesteigung seyn, ein jeder nahm Antheil an seinem Schicksal, und alle freuten sich seiner Befreiung.

Alles das hatte das Gerücht nach Faenza getragen. — Manfredo, war ausser sich. Die Gefahr war dringend. Zaudern, konnte ihm das Leben, wenigstens, die Freiheit kosten. Er mußte also sein Heil in der schleunigsten Flucht suchen.

Ubaldo und Gismonda wurden in bedeckte Wagen geschmissen. Die fürstlichen Kostbarkeiten wurden eilig zusammengepackt, und so, nahm Manfredo mit seiner Gemalin die Flucht, und den Weg nach Castro zu.

Auf dem Wege, wurde der Wagen in welchem sich Ubaldo befand von einem Trupp Bauern angehalten. Sie meinten Kostbarkeiten zu erbeuten, und retteten Ubaldo'n das Leben. — Gismonda, war nicht so glücklich. Sie wurde mit nach Castro geschleppt. — Ubaldo eilte nach Rimini, und wurde mit Frohlocken empfangen.

Die Thronbesteigung des Prinzen Rinaldo in Faenza, gieng ohne Hinderniß vor sich. Seine

Seine Vasallen und Unterthanen, leisteten ihm den Eid der Treue, und alles jauchzte dem neuen Beherrscher Glückwünsche entgegen.

Sechs Tage darauf, fand man den Prinz früh, vom Schlage gerührt, tod im Bette. Der allzuschnelle Wechsel seiner Lebensart trug die Schuld dieses traurigen Zufalls.

Manfredo's Parthei erhob sogleich die Häupter wieder. Er selbst, kam von Castro nach Faenza zurück und mit genauer Noth, entflohen der Marchese und Ubaldo. — Letzterer gieng, ohne zu wissen, wohin der Marchese entronnen war, nach Venedig, wo er, wie wir wissen, gelebt hatte, ehe er nach Faenza gieng.

In Venedig, nahm Ubaldo den Namen Osorio Penagna an, bezog ein kleines Gartenhaus in der Cale delle Becurie, und lebte still und eingezogen bei seinem Wirthe der ein Gärtner war, und von dem Ertrag seines

Gartens und von seines Hausgenossen Miethzins, lebte.

Der Gärtner Thomas bekümmerte sich um keine Welthändel, wußte kein Wort von einer Revolution zu Faenza, arbeitete fleißig, schickte seine Frau mit Obst, Gemüße und Blumen auf den Markt, und hatte weiter keinen Gram, als den, daß der Himmel seine Ehe nur mit zwei Töchtern und keinem Sohne gesegnet hatte.

Dazu, war auch nun wenig Hofnung mehr vorhanden, denn die eine seiner Töchter, Therese, war bereits siebenzehn und die andere, Anette, war dreizehn Jahr alt.

Bei diesen Leuten wohnte also Ubaldo, lebte sehr einfach und behalf sich genau.

Ein Glück für ihn, daß er Wissenschaften hatte, sonst wär er dem Tode der Langenweile näher geweßen, als irgend einer andern Todesart.

Aber so abgesondert von der Welt er auch lebte, so wenig hielt er sich doch ganz sicher.

Er

Er gieng daher nur selten aus, nur dann, wenn er Messe hören wollte.

Die Gärtners Töchter waren seine Aufwärterinnen und Gesellschafterinnen zugleich, und er war froh, wenn er sie nur zur Unterhaltung bringen konnte.

Einst brachte ihm Therese sein frugales Abendbrod, als er sie bat bei ihm zu bleiben, und ihm etwas zu erzählen, weil ihm die Zeit lang würde.

Therese. Ei! sagt mir nur, wie Ihr mir vorkommt? Ihr seyd so ein artiger, hübscher Herr, klagt immer über Langeweile, und geht doch nicht aus dem Hause. Wenn Ihr zuweilen in Gesellschaft gehen wolltet, würde Euch die Zeit gewiß nicht lang werden. Aber da sitzt Ihr den ganzen Tag auf einem Flecke, und seht so nachdenkend aus, als hätte Euch die erlauchte Republik aufgegeben, Mittel auszusinnen, sie aus dem Banne zu lösen. Wir sind heraus, *) dem Himmel sey Dank! —

*) Nemlich im Jahr 1313. — Papst Klemens V. hatte im Jahr 1309 wegen venetianischer Anmaßung

Ich weiß wahrhaftig nicht, was ich von Euch denken soll!

Ubaldo. Was Du willst. Nur nichts Böses.

Therese.

sung der Stadt Ferrara, die ganze Republik Venedig in den Bann gethan, jedermann erlaubt, ihre Güther anzugreifen, und alle Venetianer als Leibeigene aufzufangen und zu behandeln. Damals, hatte ein solcher päpstlicher Bann noch etwas zu sagen und brachte unangenehme Wirkungen hervor. Deshalb räumten die Venetianer Ferrara wieder, und suchten ihres Bannes los zu werden. Dies geschah nun endlich, im Jahr 1313 unter dem Doge Giovanni Soranzo, durch die Entschlossenheit des venetianischen Abgesandten Francesco Dandolo, der sich, in eiserne Ketten gewickelt dem Papste zu Füssen warf, als ein Hund vor ihm lag, und nicht eher aufstieg, bis des Heil. Vaters Zorn besänftiget und der Bann von ihm aufgehoben war. Dieser Dandolo, wurde hernach (i. J. 1325) selbst Doge, und von seinem Betragen bei seiner Gesandschaft, blieb ihm der Beiname, der Hund, (il Cane,) welchen auch noch sein ganzes Geschlecht fortführt, und dem Geschlechtsnamen beisetzt. — S. der Venetianischen Herzoge Leben rc. Nürnb. 1686. S. 316. 327. Ferner: Sandrarts kurze Beschreibung von Venedig rc. Nürnb. 1686. S. 45. 46. Und: *Domenico Martinelli*: Il Ritratto di Venezia, 1684. p. 516.

Therese. O heil. Markus! warum sitzt Ihr denn immer so nachdenkend da? Warum geht Ihr denn kaum die Woche einmal aus? Warum seyd Ihr gleich wieder da, wenn Ihr ja weggeht? Warum geht Ihr nicht in Gesellschaften?

Ubaldo. Weil mir es nirgends besser gefällt, als hier; zumal, wenn ich Dich bei mir sehe.

Therese. Das mag ich gar nicht hören! — Ihr wißt mir immer so etwas zu sagen. Ich thu aber, als wenn ich's nicht hörte.

Ubaldo. Du hörst's aber doch.

Therese. Je nun ja! freilich bin ich nicht taub. Ihr sprecht auch ziemlich vernemlich. Aber, ich glaube es nicht, was Ihr sagt. Es steckt gewiß etwas anderes dahinter, daß Ihr so wenig ausgeht.

Ubaldo. Was könnte denn wohl dahinter stecken?

Therese. Ich bin ein Gärtner Mädchen, aber kein Rathsherr.

Ubaldo. Ich bin auch keiner. Folglich, habe ich in der Stadt keine Geschäfte, und kann fein daheim, bei meinem allerliebsten Thereschen bleiben.

Therese. Die Schmeicheleien kosten Euch nichts. Ich bezahle sie aber auch nicht.

Ubaldo. Ich bin gar nicht eigennützig, ob ich gleich nicht viel habe.

Therese. Es fehlt Euch doch nicht.

Ubaldo. Ich bin genügsam.

Therese. Ich bin's auch. — Geld, habt Ihr doch immer.

Ubaldo. Zur Nothdurft, liebes Kind!

Therese. Ihr müßt doch wissen, wo Ihr anderes herbekommt, wenn Euer Geld alle ist, denn Ihr thut, und arbeitet ja nichts.

Ubaldo. Warum nicht? Ich schreibe allerlei für das benachbarte Kloster ab.

Therese. Ich dächte auch, die Mönche schrieben ihre Sachen selbst ab. Sie haben ja sonst nichts zu thun.

Ubaldo. Sie müssen beten.

Therese. Und essen und trinken. Geht mir! Ich trage niemals gern Blumen oder Obst in's Kloster. 's ist mir immer, als wollten sie mich einmal d'rinne behalten.

Ubaldo. Ich dachte gar!

Therese. Ja! es ist gewiß wahr!

Ubaldo. Aber — ich bat Dich ja, mir etwas zu erzählen.

Therese. Was denn?

Ubaldo. Was Du willst. — Etwas Lustiges, hörte ich wohl am liebsten.

Therese. Ich bin auch keine Freundin von traurigen Sachen. — Also — — Ich werde wohl bald heurathen.

Ubaldo. Warum denn?

Therese. Warum? — Um einen Mann zu bekommen.

Ubaldo. Ist denn das eine so große Herrlichkeit?

Therese. 's ist eben weiter keine große Herrlichkeit, denn die meisten Männer sind Taugenichtse, aber — es ist denn doch besser

einen

einen Mann zu haben, wenn er auch ein Taugenichts ist, als keinen Mann zu haben.

Ubaldo. Das sehe ich nicht ein.

Therese. Aber ich, sehe es ein. Ein Mann, ist ein Mann, und der muß für mich sorgen.

Ubaldo. Wenn er will!

Therese. Wenn er auch nicht will, so muß er doch, wenn ich einmal seine Frau bin. Und ich, will meinen Mann schon kurz halten.

Ubaldo. Wenn er Dich nur nicht kurz hält.

Therese. Das kann er thun. Das gehört mit zur Ehe.

Ubaldo. Du sprichst ja davon, als wenn Du es verstündest.

Therese. Ach! wir Mädchen sprechen immer unter einander davon, wenn wir beisammen sind, und was da eine nicht weiß, das weiß die andere. Die Mütter, sagen uns zuweilen auch etwas darüber. Und so, etwas, bleibt hängen.

Ubaldo. Nun, also — Du willst mich heurathen?

Therese. Euch nicht!

Ubaldo. Nicht?

Therese. Ach geht! Ihr würdet mich wohl heurathen.

Ubaldo. Warum denn nicht?

Therese. Und, auf was denn? Man muß doch erst etwas verdienen können, ehe man heurathen kann. Das giebt schöne Ehen, wo es nichts zu beißen und zu brocken giebt! — Von Euerm Abschreiben, können wir nicht leben. Und, wenn Ihr nun krank würdet, wer sollte denn da abschreiben? Ich gewiß? — Nein! wenn der Mann krank wird, muß die Frau in seinem Gewerbe allenfalls Hand anlegen können, sonst taugt das nichts. Ihr mögt noch so schön malen oder schreiben können; das kann ich nicht, und also, ist mir damit auch nicht geholfen. Wenn Ihr sonst keine Einkünfte habt, so könnt Ihr mich nicht heurathen. — Es ist aber auch Euer Ernst nicht.

Ubaldo. Ich merke es schon. Du willst mir nur einen Korb geben, weil Du schon einen andern Liebhaber hast.

Therese. Einen Liebhaber, glaube ich, habe ich eben nicht —

Ubaldo. Keinen Liebhaber? — Was ist denn Dein Bräutigam?

Therese. Mein Liebhaber ist er nicht, aber, er will mein Mann werden. Mein Liebhaber, könnt Ihr auch allenfalls immer seyn, aber jener, wird mein Mann.

Ubaldo. So? — Und wer ist denn jener?

Therese. Seht, in der Straße neben an, hat sich eine fremde, unbekannte Dame, ein Haus mit einem Garten gekauft. Diese hat einen Gärtner angenommen, der von Geburt ein Florentiner ist, ein geschickter Mensch! und der, will mich heurathen. — Vorgestern, hat er mir's gesagt. Wenn ich nun will, so ist's richtig. Und ich, will. — Seht, so hängt das alles zusammen.

Ubaldo. Aha! — Und, wie nennt sich denn die fremde Dame deren Gärtner Du heurathen willst?

Therese. Das weiß ich nicht. Und Anello, mein Bräutigam, weiß es auch nicht.

Ubaldo. Kann ich sie denn nicht einmal zu sehen bekommen?

Therese. Hu! wie Ihr gleich obenhinaus wollt, wenn von einer Dame die Rede ist! Ihr müßt erschrecklich verliebt seyn. — Wenn Ihr die Dame seht, werdet Ihr zu mir kein artiges Wörtchen mehr sagen.

Ubaldo. Du bist doch nicht eifersüchtig?

Therese. Ja!

Ubaldo. Wie?

Therese. Erst hat man seine Noth mit Euch, bedient Euch, wartet Euch auf, spaßt mit Euch, erzählt Euch etwas, und hernach — — Ach, geht mir! Ich mag gar nicht mehr mit Euch reden.

Ubaldo. Therese!

Therese. Einmal hat mir der Vater ein paar Ohrfeigen gegeben, weil ich so lange bei Euch blieb. Ich habe es gelitten, ich habe nichts gesagt, und hernach — — Ihr seyd recht undankbar!

Ubaldo. Therese!

Therese. Ach! was da!

Ubaldo. Du bist ein Kind!

Therese. Ich bin siebenzehn Jahr alt, und bin kein Kind mehr.

Ubaldo. Wenn meinst Du denn wohl Hochzeit zu machen?

Therese. So bald es gehen will.

Ubaldo. Hernach, wirst Du bald nicht mehr an mich denken.

Therese. Ich mag schon jetzt nicht mehr an Euch denken!

Ubaldo. Du willst mich ja nicht zum Manne haben.

Therese. Aber, zum Liebhaber doch.

Ubaldo. Das schickt sich ja hernach gar nicht.

Therese. Ei! Da müßt Ihr's recht verstehen! Wer hat Euch denn das gesagt? — Laßt Euch doch nichts weiß machen. Meine verheuratheten guten Freundinnen, haben alle noch ihre Liebhaber nebenher. Das thut ja auch nichts. Der Mann kann doch kein Liebhaber seyn! Und, wer wird denn die Schande erleben mögen, keinen Liebhaber zu haben?

Ubaldo. Es ist alles gut! Wir verstehen uns nur nicht recht, wie ich merke. Ich bilde mir unter einem Liebhaber zu viel ein, und Du, bildest Dir darunter zu wenig ein. — So, kommen wir in Richtigkeit, denke ich.

Therese. Ich denke es nicht.

Ubaldo. Darf Dich, wenn Du eine Frau bist, Dein Liebhaber küßen?

Therese. Zuweilen, wenn ich es ihm erlaube, darf er es.

Ubaldo. Das ist unrecht. Es ist sogar eine Sünde.

Therese. Wenn ich es ihm erlaube?

Ubaldo. Wenn Du verheurathet bist, darf Dich nur Dein Mann küßen.

Therese. Schweigt! — Ihr versteht gar nichts von der Sache! — Das laßt mich verantworten. — Gesetzt, ich bringe Euch einen Straus, wenn ich eine Frau bin. Ihr bedankt Euch recht höflich, und küßt mich, wenn ich es erlaube. Ist das eine Sünde? — Redet! ist das eine Sünde?

Ubaldo. Wenn's freilich bei'm Kuße bleibt —

Therese. Natürlich! — Wozu, soll's denn noch kommen? Zu Schlägen? Die gehören nur in die Ehe. Der Mann kann die Frau schlagen, aber der Liebhaber, darf's nicht. D'rum ist er nur ein Liebhaber. Ein Mann aber, — ist ein Mann. Das merkt Euch!

Ubaldo. Nun bin ich belehrt. Jetzt weiß ich alles.

Therese. Man muß sich nur erklären.

Ubaldo. Freilich! — Nun gut! auf diese Art, will ich Dein Liebhaber seyn.

Therese. Das ist mir lieb! — Aber von der Dame schweigt still.

Ubaldo. Du willst also eifersüchtig seyn, ohne daß Dein Liebhaber eben das seyn soll?

Therese. Das mag er seyn! Es hilft ihm ja doch nichts. Mein Mann wird mich nicht wieder hergeben.

Ubaldo. Aber gesetzt, Dein Mann säh mich Dich küßen?

Therese. So würde er denken: Aha! das ist Deiner Frau ihr Liebhaber!

Ubaldo. Und dabei, würde er gleichgiltig bleiben?

Therese. Wenn er nicht will, mag er's bleiben lassen.

Ubaldo. Wenn ich nun selbst einmal eine Frau nähm?

Therese. So wüßtet Ihr, wenn sich Euere Frau einen Liebhaber annähm, daß es mit den Weibern ihren Liebhabern nicht viel zu bedeuten hat. Die Liebhaber, nehmen sich endlich selbst Weiber, und der Spas ist aus.

Ubaldo. Der Spas ist nicht aus!

Therese. Wie denn das?

Ubaldo. Wenn ein Liebhaber abgeht, kömmt ein anderer an seine Stelle.

Therese. Ach, heil. Markus! wie lange geht das an? — Meine Mutter, hat keinen Liebhaber mehr.

Ubaldo. Sie hat vielleicht nie einen gehabt.

Therese. Ach ja! ich denk's doch. Sie wird schon einen gehabt haben.

„Therese! — schrie die Mutter; — vergißt Du denn ganz und gar das Wiederkommen?"

Therese. Da hört Ihr's! — Nun wird's etwas absetzen. Alles über Euch! — Ich leide alles geduldig. Aber kommt mir, und fragt wieder nach der Dame! — Gute Nacht!

Trotz des Verbotes, war Ubaldo doch neugierig, er wußte selbst nicht warum, die Dame

Dame kennen zu lernen, nach der er nicht fragen sollte. Er schlich daher so lange um die bezeichnete Wohnung herum, bis er endlich einmal ein weibliches Gesicht, stark verschleiert, am Fenster erblickte. Durch den Schleier konnte er nicht sehen, aber man sah ihn. Das Fenster wurde schnell zugeschlagen, und die Dame flog herab in die Hausthür. — Er wollte eben gehen, als man ihm winkte. Er trat näher hinzu. Der Schleier wurde zurückgeschoben, und Ubaldo, sah Gismonden vor sich stehen.

Es wurde kein Wort gesprochen. — Die Gräfin, nahm ihn bei der Hand, und führte ihn die Treppe hinauf, in ihr Zimmer.

Hier, fiel sie ihm weinend um den Hals. Sie küßten sich und weinten mit einander.

Er. Gismonda! Du hier?

Sie. Ach, mein Ubaldo!

Er. Sprich, wie entkamst Du?

Sie. Als der Fürst nach Faenza zurückeilte, schenkte mir Isabella in Castro mit unerwar-

erwarteter Grosmuth die Freiheit. Sie gab mir Geld und den Rath, eilig zu entfliehen. — Ich fand in Verona meinen Onkel, der nach Frankreich gehen wollte. Er rieth mir, einstweilen in Venedig einen Zufluchtsort zu suchen und theilte sein Vermögen mit mir. — Und Du?

Ubaldo, erzählte ihr, was wir schon wissen. — Sie sprachen noch mancherlei zusammen, beschlossen, sich künftig nur des Abends zu sprechen, und nahmen Abrede, mit einander nach Frankreich zu gehen.

Gismonda war schwanger. Sie nannte Ubaldo ihren Gemal, und Vater ihres Kindes.

Ubaldo versicherte sie seiner Treue und Beständigkeit. — So schieden sie von einander, und versprachen sich, einander den folgenden Abend wieder zu sprechen, und bald darauf, ihre Abreise anzutreten.

Therese.

Therese war bei ihrem Bräutigam gewesen. Sie sah ihren Liebhaber von der Dame kommen, und eilte ihm sogleich auf sein Zimmer, in ihre Wohnung nach.

Therese. Da haben wir's! — Ihr seyd ja doch bei der Dame geweßen?

Ubaldo. Zufälligerweise, kenne ich sie von Genua her. Sie erwartet hier ihren Gemal, der aus Kandia zurückkommen wird. Sie ist eine Offiziers Frau. Ihr Mann, ist mein Freund.

Therese. Ist das auch alles wahr?

Ubaldo. Glaube mir's!

Therese. Wenn ich will! —

Ubaldo. So magst Du immer wollen.

Therese. Nein! ich mag nicht. — Ich bin böse!

Ubaldo. Das solltest Du nicht seyn. Ich gehe nur noch zweimal zu der Dame, und dann —

Therese. Noch zweimal? — Nun, ist alles aus! — Ja, so sind die Männer! Sie

taugen alle nichts!" — Nun, will ich recht weinen, und dann — komme ich nicht wieder zu Euch. Ich will mich schon trösten. Wenn ich's nur erst überstanden habe! Wenn man's überstanden hat, dann ist alles gut. — — Ach heil. Markus! Seht doch! —

Ubaldo. Was giebt's?

Therese. Der Wagen der Staats Inquisition, hält vor unserm Hause. Ach, das Unglück!

Ubaldo. Therese! — Liebstes, bestes Mädchen! rette mich.

Therese. Wie denn? — Seyd Ihr denn ein Verbrecher?

Ubaldo. Ein Unglücklicher! — Rette mich!

Therese. Springt in den Garten hinab, und —

Da traten die Diener des furchtbaren Gerichts in das Zimmer. Ein Offizier aus Faenza kam mit ihnen.

Auf seinen Ausruf:

„Das

„Das ist er!“

wurde Ubaldo sogleich ergriffen. Man bemächtigte sich seiner Schriften und Habseligkeiten, packte alles zusammen, schob ihn in den Wagen, und fuhr mit ihm nach dem Staatsgefängnisse zu.

Therese eilte mit dieser Nachricht zu Gismonden. Ehe es Morgen wurde, eilte die Gräfin aus Venedig fort.

Ubaldo sas nicht lange in seinem Kerker. Man brachte ihn einst des Abends in eine Gondel, packte ihn, als er ausstieg in einen bedeckten Wagen und fuhr mit ihm davon. Seine Hände waren gebunden, der Garde Offizier aus Faenza, sas bei ihm.

Auf die Frage:

„Wohin führt man mich?“

erhielt er von dem Offizier die Antwort:

„Nach Faenza.“

Hier kamen sie auch endlich an, und Ubaldo erhielt sogleich Quartier auf dem Kastel.

Daselbst sas er einige Tage in strenger Haft. Endlich, wurde er vor den Fürsten geführt.

Manfredo. Ubaldo! — Sieh mich an.

Ubaldo. Das vermag ich nicht.

Manfredo. Du fühlst also, wie schwer Du mich beleidiget hast?

Ubaldo. Ich fühle es.

Manfredo. Und Du verdienst?

Ubaldo. Euern Zorn, und den Tod.

Manfredo. Kannst Du Dich entschuldigen?

Ubaldo. Womit?

Manfredo. Hast Du keine Entschuldigung?

Ubaldo. Keine.

Manfredo. Gar keine?

Ubaldo. Keine.

Manfredo. Kann ich nichts für Dich und Deine Freiheit thun?

Ubaldo. Nichts.

Manfredo. Weißt Du gar keinen Ausweg, Dich zu retten?

Ubaldo. Keinen.

Manfredo. Fühlst Du Gewissensbisse?

Ubaldo. Schrecklich!

Manfredo. So kann ich Dich nicht stärker bestrafen, als wenn ich Dir das Leben schenke.

Ubaldo. Thut das nicht!

Manfredo. Soll Deine That unbestraft bleiben? — Der Tod, würde jetzt für Dich eine Wohlthat seyn, und ich bin es überdrüßig, künftig noch immer Dein Wohlthäter zu heißen. Ich vergebe Dir. Ich schenke Dir das Leben. — — Man führe ihn zu den Karthäussern.

Der Fürst gieng, und Ubaldo, wurde in das Karthäusserkloster gebracht.

Hier lebte er dreissig Jahr, und starb, als Manfredo schon längst zu seinen Vätern gegangen war, halb sinnlos und lebenssatt.

Gismonda, soll gleichfalls als Nonne in einem französischen Kloster gestorben seyn, und von ihrem Onkel, dem Marchese, hat man nie wieder etwas gehört.

V.

Hufschmidts Klärchen.

Kaiser Rudolf hielt im Jahr 1290 einen Reichstag zu Erfurt, und es gieng damals in dieser Stadt sehr lustig her. Auch gefiel es dem Kaiser sehr wohl in der Hauptstadt Thüringens und er verlängerte daher die Zeit seines Aufenthaltes daselbst, gar willig und gern. Während dieser Zeit, gab es nun in Erfurt Auftritte von mancherlei Art. Rudolf lies Raubschlösser zerstöhren, suchte den Landgraf Albrecht und seine Söhne wieder mit einander zu versöhnen, richtete und schlichtete mancherlei Händel, ertheilte Strafen und Privilegia, und lies auch mitunter einen Schwank aus, *) weil

*) z. B. den, mit dem Vierausrufen, wie die Leser schon aus dem III. B. der Romant. Gesch der Vorzeit, (S. 180.) wissen. — Der Kaiser blieb ein ganzes Jahr zu Erfurt, und es war damals eine

weil er zuweilen gar sehr bei Laune, und ein lustiger Herr, war.

Ihm den Hof zu machen, hatten sich viele Fürsten und Edle zu Erfurt versammelt, und die Stadt beherbergte damals eine große Anzahl vornehmer Gäste.

Unter diesen Gästen, befand sich auch ein junger Graf Dietrich von Berka, der ein gar munterer, lustiger Springinsfeld und aufgelegt war zu mancherlei Späßen und Schwänken, wenn es eben Gelegenheit gab, deren welche auszuüben. — Und er fand Gelegenheit, jetzt in Erfurt, eine Art von Ebentheuer zu bestehen, welches die Leser sogleich zu klassifiziren wissen werden.

Zu Erfurt, wohnte damals ein Hufschmidt, gemeinhin, nur der lange Peter genannt, der eben so sehr wegen seiner guten Arbeit,

eine ausserordentliche, wohlfeile Zeit, in welcher alles in Ueberfluß zu haben war. S. Spangenbergs Manßfeld. Chronik. Kap. 269.

heit, als wegen seiner ganz ausserordentlichen Grobheit, bekannt, und — wenn man hier so sagen darf! — berühmt war. Man kann leicht denken, daß er sehr grob geweßen seyn muß, weil seine Grobheit sogar schon damals auffallend war. Deshalb, gaben ihm einige auch, doch nur, hinter seinem Rücken, und wenn er nicht dabei war, die Benennung der grobe Peter. Kam er aber dazu, so hies es sogleich wieder: „Ei! da kömmt ja der lange Peter!" — So, lies er sich nennen, und hatte nichts dagegen.

Dieser Peter nun, hatte mit seiner ersten Frau eine sehr schöne Tochter gezeugt, Klara genannt. Ganz Erfurt, nennte sie gewöhnlich Hufschmidts Klärchen, und wer sie gern sah, und nicht selbst ein Weib, oder ein Mädchen war, der nennte sie: das schöne Klärchen.

Als Klärchen achtzehn Jahr alt war, und Peter schon zwei Weiber hatte begraben lassen, heurathete er, (schon ziemlich bei Jahren,) trotz allen Abrathen seiner Nachbarn und Be-

kannten, zum drittenmal ein schönes, junges Mädchen, die Tochter eines Schuhmachers, der ein ganzes Haus voll Kinder hatte, und froh war, eine von seinen Mädchen, gleichviel wie? an den Mann zu bringen.

Lieschen, so hies das gute Kind, war nicht viel älter als Klärchen, ihre Stieftochter, auch war sie beinahe eben so schön als diese, und nun — hatte Peter, eine schöne Tochter und eine schöne Frau. Mit einem Worte, er war im Besitz zweier Kleinode, die einen verliebten Freibeuter gar wohl reitzen konnten, um sein Haus mit Kaper Gedanken herum zu kreuzen.

Und das geschah auch. — Der eine Freibeuter machte auf die Tochter Jagd, der andere Korsar, suchte bei der Mutter zu entern. Aber Peter war auf der Hut, und in solchen Fällen, mochten seine Salven wohl zuweilen ein wenig derb ausgefallen seyn, denn die Korsaren blieben immer in der offenen See, und wagten sich selten der Küste näher, als so weit, im Fall der Noth, einige Sprünge in Gewißheit, voraus zu haben.

Aber allenthalben, sprach man von der schönen Hufschmidts Frau, und überall, sprach man von der schönen Hufschmidts Tochter.

Einige Bekannte und Freunde Peters, konnten ihm nicht verheelen, wie sehr er um den Besitz seiner Kleinode beneidet werde.

Martin. Du kannst's glauben, Nachbar Peter! sie sind Dir rasend auf Deine Frau und auf Deine Tochter erpicht.

Niklas. Ja! das muß wahr seyn!

Peter. Das mag seyn! — Was meine Tochter betrifft, so kann sich jeder bei mir melden, der ein ehrliches Handwerk gelernt hat, der noch ledig ist, und sich und eine Frau ernähren kann. Gefällt er mir, so kann er sie haben. Wer mir aber meiner Frau zu nahe kommen will, den will ich zusammenhämmern, daß er Zeit seines Lebens an mich, und an meine Fäuste denken soll.

Niklas. Nimm Dich nur in acht, daß Du nicht überlistet wirst!

Peter. Ueberlistet? — Ich? — Dazu lache ich!

Martin. Ja, ja! Nachbar! — Die stattlichen Junker die jetzt hier sind, und die immer ihre Pferde bei Dir beschlagen lassen, und die Dich zuweilen um Rath fragen, und vorgeben, es fehle ihren Gäulen etwas — das sind Dir zuweilen verzweifelt listige Pursche, wenn sie auf Weiber Jagd machen.

Peter. Laßt mich nur machen! — Es soll sich einmal einer etwas merken lassen! —

Niklas. Ei! sie werden Dir's auch gleich merken lassen, wenn sie etwas im Schilde führen, das Du nicht zu wissen brauchst!

Peter. Ach! das kann man gleich merken!

Martin. Wenn sie aber nun so etwa die Zeit abpassen?

Peter. Was?

Martin. Wenn sie angestiegen kommen, wenn Du nicht zu Hause bist?

Peter. Was?

Niklas. Und sprechen indessen ein wenig bei der Frau Hufschmidtin ein?

Martin. Und machen einen Besuch? — Und sprechen so honigsüß mit der jungen Frau?

Niklas. Auf Hofmannier!

Martin. Und haben sich prächtig gekleidet?

Niklas. Tragen hohe Federn, schöne Schärpen, klirren mit den Sporrn, rasseln mit den goldenen Ketten —

Martin. Spendiren Goldstücke —

Peter. Mein Lieschen hat Geld genug.

Niklas. Bringen schöne Mützen, Schürzen, Leibketten mit —

Martin. Sagen: „Es ist doch bei Gott und bei meiner Ritterehre! Schade, daß ein so schönes, junges Weibchen, die Bettgenossin eines alten hämischen Schmidts seyn soll. Schön Lieschen hätte sich trefflich zu einer Edelfrau geschickt;" und dergleichen mehr.

Niklas. Dann streicheln sie ihr die Backen —

Martin. Da fällt ihr ein schöner Fingerreif in die Augen. Sie lobt ihn —

Niklas. Sie kriegt ihn gleich geschenkt, weil er ihr gefällt.

Peter. Meiner Frau soll keines Junkers Fingerreif gefallen, und wär er auch noch so schön!

Niklas. Kannst Du ihr das verwehren?

Peter. Ja!

Niklas. Nein! das kannst Du nicht.

Martin. Das kann kein deutscher Kaiser seiner Frau verwehren, geschweige denn ein Schmidt von Erfurt der seinigen. Konnte Eva nicht einen Apfel ohne Begehrlust ansehen, wie sollte eine Schmidts Frau einen schönen Fingerreif ohne Wohlgefallen ansehen können? Wer kann für Weiberherzen stehen? — Und überdies, mußt Du doch auch bedenken, daß Deine Frau wenigstens Deine Tochter seyn könnte, und da —

Peter. Meine Frau ist mit mir zufrieden. — Ihr Narren setzt mir keinen Floh in's Ohr. Euch kenne ich!

Martin. Ich, an Deiner Stelle, hätte auf keinen Fall wieder geheurathet.

Peter. Ein jeder treibt, was ihm gefällt. Mir, gefiel es nun so, wieder zu heurathen, und euch — geht das nichts an. Ihr wollt mich ohne Noth eifersüchtig machen.

Niklas. Je nun! wir meinen nur so. — Es schimmert und funkelt, es blitzt und strahlt alles an den Junkerchen, und die Weiber sehen gar sehr auf das Aeusserliche. Da kann denn ja wohl eine Frau doch wohl dran denken, daß ihres Mannes schmutziges Schurzfell und sein fettes Lederkäppchen nicht so gut in die Augen fällt, als eine Schärpe mit goldenen Frangen, ein funkelndes Wehrgehäng und ein schöner Hut mit einer großen Schwungfeder. Ein Schwerd an der Seite mit einem hellpolirten Kreuz, macht doch wohl einen ganz andern Eindruck, als ein schwarzer, eiserner Hammer mit einem nußbraunen Stiele im Gürtel?

Martin. Natürlich!

Niklas. Wer kann das ändern? Die Menschen sind nun einmal so!

Martin. Das kömmt von der Erbsünde her.

Niklas. Ja! von der Erbsünde kömmt das her!

Peter. Daß ein Schwerd besser steht, als ein Hammer?

Martin. Wie gesagt!

Peter. Ihr seyd dumme Hänse!

Martin. Wir sind alle Menschen!

Peter. Ich bin so gut in der Welt gewesen, wie ihr. Ich habe in Braunschweig und in Lüneburg gearbeitet. Ja, sogar in Nürnberg habe ich gearbeitet, wo der Witz zu Hause ist, *) und verstehe mein Handwerk, so gut, als

*) Seit uralten Zeiten, pflegte man zu sagen:

Nürnberger Hand
geht durch alle Land;

und die von dorther über Deutschland verbreitete Indüstrie, machte, daß man ehemals die Stadt Nürnberg, das Vaterland der Klugheit, und Wohnhaus der Künstler zu nennen pflegte. Von dem

als ihr das euerige, aber so wie ihr, in den Tag hinein zu schwatzen, getraue ich mir doch nicht. Ihr seyd Kerls die um alles wissen wollen, aber ihr wißt nichts. Ihr wißt nicht einmal das, daß ihr dumme Esel seyd. Was geht euch meine Frau an? laßt sie und mich ungeschoren!

Niklas. Wir sagen nur, daß kein Mensch klug genug ist, eine Frau zu hüten.

Martin. Und daß, indem Du hier im Meerwunder recht behäglich zechst, Deine Frau wohl gar einstweilen vornehmen Besuch

 haben

dem Nürnberger Witz aber, hatte man insbesondere folgendes Sprichwort:

Venediger Macht; Augsburger Pracht;
Nürnberger Witz; Straßburger Geschütz;
Ulmer Geld;
behält den Preis in der ganzen Welt.

Man pflegte auch die Bewohner einiger dieser Städte, im allgemeinen, folgendermaßen zu karakterisiren: Die Herrn von Ulm, die Kaufleute von Nürnberg, die Bürger von Augsburg. — Zu dem allen, läßt sich nun weiter nichts sagen, als das, was zu allen neuerwählten Päpsten gesagt wird, wenn man ihnen ein angezündetes Stückchen Werg unter die Nase hält.

haben kann, der Dich vielleicht in große Verwandschaft bringt. Man weiß ja, wie die Edelleute sind!

Peter. Gute Nacht!

Niklas. Nun? wohin so frühzeitig?

Peter. Mich schläferts.

Niklas. Aha! — Merkt ihr etwas?

Martin. Nun ja doch!

Peter. Ihr denkt gewiß —

Martin. Ach! wir denken nichts Arges.

Bastel. (kömmt) Guten Abend! — Alle Wetter! das geht draußen lustig her.

Niklas. Was giebt's?

Bastel. Die thüringischen Junker ziehen mit Musik in den Straßen herum, und rufen den schönen Jungfern und Weibern: gute Nacht! zu. Es schlich sich auch mancher gelegenheitlich bei Seite, und stattet einen Besuch bei einer und der andern ab.

Peter. So? — Wo geht denn der Zug zu?

Bastel. Jetzt, geht's den Anger hinunter. — Einige sagen gar, der Kaiser sey selbst mitten darunter unter dem wilden Heere.

Peter. Schlaft wohl! (murmelnd) Das Donnerwetter soll d'rein schlagen!

Alle. Hahaha! Gute Nacht, Meister Schmidt!

Der Ruf von der Schönheit der Hufschmidtin und ihrer Stieftochter, kam endlich sogar vor den Kaiser, wohin ihn, an seine Tafel, die jungen Edelknappen zu spielen wußten. Besonders trugen dazu das Ihrige redlich bei, der obengenannte Graf Dietrich von Berka, und der junge Apitz von Viselbach, des Grafen guter Freund und Kumpan.

Der Kaiser. Ei Dietrich! Ihr mögt wohl die Schönheit der artigen Hufschmidtinnen preisen, aber Ihr müßt Euer Schenkenamt nicht dabei vergessen. Mein Becher, bleibt immer leer.

Dietrich.

Dietrich. Verzeiht, gnädigster Kaiser!

Der Kaiser. Eine Gesundheit auf die Schönheit der lobgeprießenen Weiber!

Alle. Ihre Gesundheit!

Der Kaiser. Ich möchte die Wunderschönheiten wohl selbst einmal sehen! — Aber, der alte Hufschmidt ist gar zu grob, sagt Ihr?

Dietrich. Ja wohl! — Wie ein Drache liegt er beständig vor der Thür.

Apitz. Ein wahrer Höllenbrand!

Der Kaiser. O! ihr armen Sponsirer! — Nehmt Euch in Acht, daß es Euch nicht eben so geht, wie mir es einst in Mainz mit der Becktersfrau gieng, *) wie ihr alle wißt. Die wußte weidlich zu schimpfen!

Der

*) Des Kaisers Abentheuer mit der Beckersfrau, auf welches er hier anspielt, erzählt uns Lehmann, in seiner Speyerischen Chronik, S. 560. m. A. also: „Anno 1288 hat K. Rudolf sein Anwesen zu Mayntz gehabt, da eines Morgens unversehnlich Kält eingefallen, daß man sich im Läger nicht erwärmen können, ist er auffgestanden, hat seinen Rock umb sich geworffen, und ist in eines Beckers Hauß, seinem Losament gegenüber, zum

Der Pfalzgraf. Traun! Ihr habt schon manches Ebentheuer bestanden.

Der

zum Kohlhauffen, den der Becker aus dem Ofen gezogen, zugelauffen. Die Beckerin ist über seinem Ungestümm zornig worden, hat ihn mit bösen Worten übel angefahren, daß er dergestalt solt in ein Hauß geloffen kommen." „Seyd nicht zornig, liebe Frau! sagt der König, ich bin ein guter alter Landsknecht, hab nicht viel zum besten, und mein Armuthlein dem armen König Rudolphen aufgehenkt, deßhalb muß ich mich behelfen, wie ich kan." — „Troll Dich hin zu Deinem Bettel König, antwortet die Beckerin; es geschicht euch allen recht, dieweil ihr das Land verhergt, den Armen ihre Nahrung aus den Händen reißt." K. Rudolph sagt: „was hat denn der arme König angestellt das so böß ist?" — „Ist das nicht böß genug, antwort die Frau, alle die Becker und ich arme Frau seynd durch seine Kriege arm und Bettler worden, können auch nicht zu Kräften kommen, so lange er lebt;" und nach vielen groben Scheltworten, sagt sie zum König: „pack Dich, Du alter, oder ich mach Dir Füß!" Der K. hat sonder Gefallen über der Frauen Eyfer und wollt nicht weichen. Da erwischt die Frau ein Kübel mit Wasser, schütts so ungestümm auff die Kohlen und den König, daß er aller naß und beraucht davon, wieder in sein Losament gelauffen. Umb den Mittag, als er zum Imbß gesessen, hat er seine Wirthin im Hauß lassen herbeykommen,

eine

Der Kaiser. Mit Weibern und Männern! — Mit dem Hufschmidt, mag ich mich aber doch nicht einlassen. Er möchte Rache neh=

eine Schüssel mit gutem Essen vom Tisch genommen, und befohlen, daß sie das der Beckerin solt bringen, sampt einem quart Wein, und derselben wegen des alten Landsknechts Dank sagen, dem sie Morgens bei den Kohlen so gut Bad geschenckt. Darauff der K. denen die an der Tafel gesessen, die Geschicht so ihme begegnet, mit Frölichkeit erzehlt. Aber die Beckerin, als sie vernommen, daß sie mit dem König zu thun gehabt, ist in Furcht und Sorg gefallen, mit betrübtem Hertzen in seine Herberg gangen, und hat mit einem Fußfall um Verzeihung gebetten. Hiemit aber dem König noch mehr Ursach zur Kurzweil geben, dann er ihr gar nicht verzeihen wollen, sie schelt ihn dan wieder dergestalt, als sie Morgens gethan. Endlich hat die Frau ein Herz gefaßt, und gleichsam in Entrüstung, alles wiederholt, was sie Morgens außgestossen. Dadurch den König und andere, insonders fröhlich gemacht, und mit Gnaden ihre Abfertigung bekommen." — Chron. Colm. P. 2. Lipf. in mon. c. 15. — Man sieht hieraus, welch ein spashafter Mann Rudolf war, und daß er Kr. Sigismunden nichts nachgab, der mit den Weibern in Straßburg herumtanzte, und sich Schuhe von seinen Tänzerinnen kaufen lies, wie die Leser schon wissen. S. III. B. der Röm. Gesch. der Vorzeit. S. 125.

nehmen an meinen Rossen. — Doch, sehen möchte ich, wie gesagt, wohl einmal seine Frau und seine Tochter, weil sie so schön sind, wie man sagt.

Der Pfalzgraf. Es ist wahr, Thüringen, hat schöne Weiber und herrliche Gegenden!

Der Kaiser. Was ich auch gesehen habe, wo ich auch geweßen bin, so sage ich doch, Thüringen, ist Deutschlands Paradies. *)

Graf

*) K. Rudolf hatte eine gar zu hohe Idee von dem lieben Thüringerlande, dem noch gar viel fehlt, um den Namen eines Paradieses zu verdienen, wie wohl es aber, ohne eben ein Paradies zu seyn, doch ein gar fruchtbares, liebes, gutes Land ist. Die Räthe des Markgr. Heinrich von Meissen, hatten aber eben den Glauben, den K. Rudolf hatte. Denn als sie der Markgraf fragte, was er thun solle, als die bekannte Sophia von Braband Ansprüche auf dieses Land machte? so gaben ihm diese erfahrenen Herren zur Antwort: „Das Land Thüringen, gnädigster Herr! ist edel und reich. Dahero gebt es weder weg, noch zertheilt es. Es ist Thüringen ein so vortreffliches Land, daß, wenn Ew. Fürstl. Gnaden einen Fus im Himmel, und den andern, auf der Erde, in Thüringen hätten, so sollten Sie den einen Fus aus dem Himmel zum andern zurückziehen, und ihn

Graf von Schwarzburg. Und in ein Paradies, gehören auch schöne Weiber.

Der Kaiser. Wie wär's, wenn wir auf dem Rathhause einen Bürgertanz anstellten, und Peters Frau und Tochter dazu einladen liesen?

Apitz. Wenn er sie aus dem Hause läßt!

Der Kaiser. Ich lasse die ganze Bürgerschaft, und alle Weiber und Mädchen aufbieten.

Der Pfalzgraf. Sie kommen!

Der

ihn in Thüringen behalten." So führt, nach dem Autor Historiae de Landgraviis Thuringiae c. 56. Falkenstein diesen Ausspruch an, in seiner Thüringischen Chronik. Erfurt. 1738. S. 150. Die Herrn Räthe drückten sich ein wenig stark aus, weil es darauf ankam, die Jura ihres Fürsten zu bewahren. Es geht in solchen Fällen, mit den Worten, wie es, wie man sagt, mit den Wunden geht: sie werden nicht nach Maas und Gewicht abgemessen. Die Alten hüllten die Schätze und Vortrefflichkeiten Thüringens, in ein achtfaches W. ein; in Wälder, Wasser, Wein, Waizen, Weyd, Weiden, Wiesen und Wolle. Daß das Wasser so nahe bei dem Weine steht, ist nicht meine Schuld.

Der Kaiser. Ehrenhold! Du weißt meinen Willen. Vermelde mein Gebot dem Stadtrath. — Uebermorgen, soll der Tanz seyn.

Der Tanz gieng vor sich, aber was Petern betraf, so hatte man die Rechnung ohne Wirth gemacht. Er kam nicht zu dem Tanze, und seine Frau und seine Tochter, kamen auch nicht dazu.

Indessen lispelte gegen Mitternacht Dietrichen ein Knappe zu: Peter habe sich in einen Mantel gehüllt, und stehe unter den Zuschauern. Alsobald befahl Dietrich dem Knappen mit einigen Kammeraden dem Hufschmidt Peter düchtig zuzutrinken und gab ihm Geld dazu. — Apitzen gab sein Freund einen Wink, sie hüllten sich beide in ihre Mäntel, nahmen ihre Schwerdter unter die Arme, schlichen sich vom Tanzboden hinweg, und machten einen Gang nach dem Hause des Schmidts zu.

Die Laden waren fest an die Fenster gepreßt. Endlich entdeckte Apitz eine Ladenritze.

„Da sitzen sie!“

„Wirklich?“

„Sie spinnen.“

„Sie spinnen? — Sind sie allein?“

„Allein. — Still! sie sprechen.“

„Was sprechen sie?“

„Still! still!“

„Mutter! sagte **Klärchen**, die ein sehr leises Gehör hatte; — Es ist mir, als wenn jemand am Laden wär.“

Lieschen. Ich dachte gar!

Klärchen. Ja, ja!

Lieschen. Ich mag nicht hinaus sehen. Ich fürchte mich. — Sieh Du hinaus.

Apitz. Still! Klärchen kömmt auf das Fenster zu.

Klärchen. Ist jemand draußen?

Apitz. Gut Freund, schönes Klärchen!

Klärchen. Wer ist das?

Apitz. Ein Liebhaber von Dir.

Klärchen. Was?

Lieschen. Wer ist da?

Apitz. Ihrer zwei sind da, die euch gar lieb haben, die euch viel Schönes zu sagen haben, und mit euch zu sprechen wünschen.

Klärchen. Wer seyd ihr?

Apitz. Mach nur auf, schönes Klärchen! Du sollst uns gleich kennen lernen.

Klärchen. Wer trauen dürfte!

Apitz. Traue nur, wir haben euch gar lieb, und bedauern euch herzlich, daß ihr so eingezogen leben müßt und an gar keiner Lustbarkeit Theil nehmen dürft.

Lieschen. Wer müssen sie denn nur seyn? — Mach den Laden auf.

Klärchen. Auf Euere Gefahr, Mutter!

Lieschen. Nun ja!

Klärchen. (macht den Laden auf, und tritt schnell zurück) Nun? was giebt's?

Apitz. Fürchte Dich nicht. Ein Ritter beleidigt kein hübsches Mädchen.

Dietrich. Ein Ritter beleidigt keine schöne Frau.

Lieschen. Ritter seyd ihr?

Dietrich. Wenn ihr uns wollt näher kennen lernen, so macht die Thür auf, und laßt uns zu euch hinein.

Klärchen. Das werden wir bleiben lassen!

Dietrich. So, können's ja die Nachbarn hören, was wir mit einander sprechen.

Klärchen. Die Nachbarn?

Lieschen. Das ist auch wahr! Die Nachbarn können alles hören. — Haben wir einmal den Laden aufgemacht, so können wir ja auch wohl die Thür aufmachen.

Klärchen. Ach nein! ach nein! — Wenn der Vater käm! — Geht wieder fort ihr Herrn und bringt uns nicht in Unglück und Schande. — Was wollt ihr auch bei uns thun?

Dietrich. Sagen wollen wir euch, wie herzlich wir euch lieben.

Klärchen. (ängstlich) Das ist ja gar nichr nöthig! Ihr seyd auch nicht unsers Gleichen, und —

Apitz. Ach! die Liebe, schönes Mädchen! macht alles gleich. — Mach auf!

Klärchen. Mutter! was meint Ihr?

Lieschen. Je nun! ich dächte —

Klärchen. Ich dächte, wir machten nicht auf.

Lieschen. Aber —

Klärchen. Nein, nein! wir machen nicht auf.

Lieschen. Sie sind zuletzt verwegen genug, und steigen zum Fenster herein.

Klärchen. Ach, du mein Gott!

Lieschen. Hernach, wird der Lärm noch größer.

Klärchen. Aber, wenn sie nun —

Lieschen. Was denn? — Es sind ja unserer zwei. — Dein Vater ist ja so hämisch genug auf uns. Nicht wahr, die ganze Stadt ist zum Tanze gelaufen, und uns hat er nicht hingelassen? Er selbst aber, hat sich wohl fortgeschlichen. Wir haben ja ohnehin gar keinen Spas. Die Ritter sind so artig, und bescheiden. Wenn wir sie abweisen, kommen sie nicht wieder. Wir wollen sie herein lassen.

Klärchen. Ach nein! es ist schon zu spät. Und wenn der Vater käm — Bedenkt's nur! — Wir wollen sie lieber auf ein andermal, und anders wohin bestellen.

Lieschen. Das geht auch an.

Apitz. Nun? was habt ihr denn beschlossen?

Lieschen. Ihr werdet es selbst einsehen, daß Zeit und Ort sehr unschicklich sind, mit uns allein zu sprechen.

Dietrich. Ach nein!

Klärchen. (zornig) Ach ja!

Lieschen. Wir wollen euch lieber anderswo und ein andermal sprechen.

Apitz. Mit blanken Versprechungen, jagt ihr uns nicht fort, ihr allerliebsten Schlehenaugen!

Lieschen. Es sollen ganz gewiß keine blosen Versprechungen bleiben!

Dietrich. Wenn und wo, wollt ihr uns denn sprechen?

Lieschen. Morgen früh 9 Uhr, höre ich Messe im Dom. Dort, sollt ihr alles erfahren.

Klärchen. Gute Nacht!

Damit, schlug ihnen Klärchen den Laden vor den Nasen zu. Das Licht wurde ausgelöscht, und die Ritter, sahen nichts mehr von ihren Schönen.

Sie trauten dem Versprechen nicht, schlichen aber dennoch den folgenden Morgen in den Dom. Sie besetzten die Thüren, musterten alle Weiber und Mädchen, warteten bis 12 Uhr, sahen aber weder ein Lieschen noch ein Klärchen kommen.

„Das sind Wetterhexen! — fluchte Dietrich. — Die haben uns rechtschaffen angeführt."

Sie erschienen noch drei Tage hintereinander bei dem Dom, aber es wollte weder ein Lieschen, noch ein Klärchen kommen.

„Ja! — seufzte Apitz; — mein Klärchen, hat mich angeführt.“

„Und mich, Lieschen auch!“ — akkompagnirte Dietrich ziemlich verdrüslich.

Der Refrain war:

„Es geschieht uns schon recht. Warum stiegen wir nicht gerade durch das Fenster ein, als wir ihnen so nahe waren.“

Einige Tage darauf, lustwandelte Apitz zwischen den Gärten, vor der Stadt herum.

Auf einmal, erblickte er Klärchen ganz allein in einem Garten. Sie pflückte Johannisbeere, und sang ein Liedchen.

Apitz lauschte lange, und als er seiner Sache gewiß zu seyn glaubte, schlang er seinen linken Arm um einen Baum, und sprang ringfertig, über den Zaun, in den Garten hinein.

Klärchen, wurde ihn nicht gewahr. Sie pflückte, und sang fort.

Apitz

Apitz nahte sich ihr, und warf sie mit einer Blume. — Sie sah sich um, erblickte ihn, und schrie laut auf.

Er. Still! schönes Klärchen! Fürchte nichts von mir.

Sie. Ach! wie habt Ihr mich erschreckt! (weinerlich) Das ist gar nicht fein! — Was sucht Ihr denn hier?

Er. Was ich allenthalben mit heißer Sehnsucht suche — Dich, liebes Kind!

Sie. Was wollt Ihr denn von mir?

Er. Du hast nicht Wort gehalten!

Sie. Es schickte sich nicht, Wort zu halten. Ich habe es gar wohl überlegt. — Macht nur, daß Ihr wieder fort kommt!

Er. Ei! wie graußam bist Du!

Sie. Ihr seyd graußam, daß Ihr mich erschreckt habt — daß Ihr nicht wieder fortgehen wollt. — Geht doch ja!

Er. Wenn man das Glück hat, Dich zu sehen, schönes Liebchen! geht man nicht so leicht wieder fort, wie man gekommen ist.

Sie. Was soll das aber heißen?

Er. Daß ich Dich, wie gesagt, herzlich lieb habe!

Sie. Schickt sich's doch für uns beide nicht, uns einander lieb zu haben.

Er. Warum soll sich's denn nicht schicken?

Sie. Ihr, seyd ein Junker —

Er. Nun ja! Dank sey's meinem Vater!

Sie. Und ich, bin ein Bürgermädchen; also —

Er. Nun? — Also?

Sie. Also, dürfen wir uns auch nicht lieben.

Er. Ei! wer hat Dir denn das gesagt?

Sie. Es geht nicht an.

Er. Warum nicht?

Sie. Es ist — es ist nun einmal so! — Gleich und gleich gesellt sich gern.

Er. Kömmt denn da etwas Ungleiches heraus, wenn wir uns lieben?

Sie. Von mir werdet Ihr gewiß nicht geliebt!

Er. Gefall' ich Dir nicht?

Sie. Ihr seyd kein Bürgers Sohn, und könnt mich ja doch nicht heurathen.

Er. Ich bin mein eigener Herr. Und in solchen Fällen, darf ich, was ich will.

Sie. Aber Ihr wollt nicht immer, was Ihr dürft!

Er. Wie?

Sie. Fragt noch einmal. — Ihr werdet mich schon verstanden haben. — Wie heißt Ihr?

Er. Ich bin Apitz der Viselbacher Herr.

Sie. Giebt's denn keine adeliche Jungfrau mehr für Euch, daß Ihr zu einem Hufschmidts Mädchen kommt?

Er. Ich wünsche mir nur allein von Klärchen geliebt zu werden.

Sie. Daraus, wird nichts!

Er. Schönes, liebes Klärchen!

Sie. Wollt Ihr mich heurathen?

Er. Liebst Du mich?

Sie. Wenn Ihr mich heurathet, dann will ich Euch lieben. Aber eher — wird, wie gesagt! nichts daraus.

Er. Erst liebt man sich, dann heurathet man einander.

Sie. Ja, ja! erst liebt man Euch, hernach grämt man sich, wenn Ihr nicht an's Heurathen denken mögt. Ich mag mich nicht grämen. — Lebt wohl, schöner Viselbacher Herr!

Er. Du wirst mich also nie lieben?

Sie. Wenn Ihr mich geheurathet habt. Sonst, aber nicht.

Er. Willst Du mich nicht wenigstens erst genauer kennen lernen.

Sie. Was hilft das? — Ich bin auch nicht klug genug dazu Euch kennen zu lernen. Ihr könntet Euch verstellen, und ich, bin gar leichtgläubig. — Nun! geht nur.

Er. Ich gehe nicht.

Sie. Warum denn nicht? Ihr wißt ja nun, wie ich's meine.

Er. Ich will Dich aber gern ansehen, weil ich Dich liebe, und weil mir so wohl wird, wenn ich Dich sehe. — Ach Klärchen! warum bist Du so graußam? warum hast Du mir mein unbefangenes Herz geraubt?

Sie. Ich weiß kein Wort, von dem Raube. — Ich bin keine Diebin. Bei mir, geht alles ehrlich zu. Wie das so bei Handwerksleuten Sitte ist.

Er. Willst Du auch kein Geschenk von mir annehmen?

Sie. Nein!

Er. Nicht diesen Ring?

Sie. Gott bewahre! was sollt' ich mit dem Ringe thun? — Einen Ring, nehme ich nur von meinem Bräutigam an, und das seyd Ihr nicht. Also, behaltet Euern Ring.

Er. Ach Klärchen! wie schön würdest Du Dich in adelichen Kleidern ausnehmen!

Sie. Hm! — Die Kleider, machen keinen Menschen besser, als er wirklich ist. —

Und,

Und, ich gefalle Euch ja auch, in diesen Kleidern.

Er. Wenn Du wüßtest, wie sehr Du mir gefällst!

Sie. Das, kann ich mir gefallen lassen!

Er. Ich will Dir meine Hand reichen.

Sie. So kommt mit mir zu meinem Vater, und haltet um mich an.

Er. Ja — aber —

Sie. Nicht wahr, das ist Euere Meinung nicht? Seht! jetzt habt Ihr Euch gleich verrathen.

Er. Du mußt es nicht so nehmen —

Sie. Wie denn sonst?

Er. Ich muß darüber erst mit dem Kaiser sprechen.

Sie. So? — Nun, so sprecht mit ihm darüber.

Er. Indessen aber —

Sie. Ich kann's erwarten.

Er. Ich meine nur —

Sie. Was denn?

Er. Du sollst nichts Arges von mir denken.

Sie. Ach nein!

Er. Ich wollte, ich wär ein Bürgerssohn, und —

Sie. Ich, möchte Frau von Viselbach werden, aber um keinen Preis, Euere blose Liebschaft. Erst, sprecht mit dem Kaiser, dann, redet mit meinem Vater, hernach, fragt bei mir an, und — dann, wollen wir schon mit einander fertig werden. — Jetzt, gehe ich nach Hause, weil Ihr nicht gehen wollt.

Er. Darf ich Dich begleiten?

Sie. Das thut ja nicht, ich könnte sonst in einen üblen Ruf kommen, und könnte Zeit Lebens sitzen bleiben. Wenn's aber öffentlich bekannt ist, daß ich Euere Braut bin, dann, könnt Ihr mich allenthalben hin begleiten. — Ihr braucht's auch nicht zu sagen, daß Ihr mich gesprochen habt.

Er. Warum nicht?

Sie. Euere adelichen Jungfrauen könnten es Euch übel nehmen, daß Ihr Euch mit einem Schmidts Mädchen unterhalten habt.

Er. Klärchen!

Sie. Noch etwas?

Er. Nimm doch diesen Ring von mir. Nimm ihn als ein Andenken, an die schöne Stunde, die Du mir gewährt hast.

Sie. Da müßtet Ihr ja eigentlich ein Andenken von mir bekommen. — Was gebe ich Euch denn gleich? — Dieses Schnappmesser? Nein! das ist nichts. — Diesen Strauß. Da! nehmt ihn.

Er. (küßt den Strauß) Ich danke Dir! — Klärchen! ich bin gewiß gut — und ach! — ich liebe Dich.

Sie. Nun! das wollen wir sehen. — Erst zum Kaiser, hernach zum Vater, dann, zu mir. Dabei, bleibt's! — Gott befohlen, edler Junker!

Sie hüpfte fort, und Apitz, getraute sich nicht, ihr zu folgen. — Gedankenvoll schlich er in die Stadt zurück, und suchte seinen Freund auf.

Apitz. Freund! Ich habe sie gesehen, ich habe sie gesprochen. Dieser Strauß ist von ihr.

Dietrich. Von Klärchen?

Apitz. Von ihr selbst.

Dietrich. Potz Veit!

Apitz. Das Mädchen ist klug, wie eine Fürstin.

Dietrich. Aus der Kohlenkammer.

Apitz. Keinen Spott! — Ich werde sie heurathen.

Dietrich. Die Hufschmidts Tochter? Die Prinzessin aus der Kohlenkammer? — Apitz! — Freund! hast Du Deine Sinne noch beisammen? — Die Eisenkönigin willst Du heurathen?

Apitz. Klärchen, will ich heurathen.

Dietrich. Dein Vater wendet sich im Grabe um. — Willst Du zum allgemeinen Weltspott werden?

Apitz. Ich will glücklich seyn.

Dietrich. Dein Oehm, der Schwarzburger, bringt Dich um, wenn er ein Wort von Deinem Vorhaben erfährt.

Apitz. Ich bin mein eigener Herr. — Morgen, spreche ich mit dem Kaiser darüber. — Es ist fest beschlossen: Klärchen wird meine Frau.

Die Leser werden lächeln. Sie fragen vielleicht auch: War's denn wirklich Apitzens Ernst? — Ja, es war sein Ernst.

Dietrich kannte auch seinen Freund und dessen Ton, viel zu gut. Deshalb, lief er sogleich zu Apitzens Oehm den Grafen von Schwarzburg, und machte ihn zum Vertrauten des öffentlichen Geheimnisses seines Freundes.

des. — Ob dabei nicht ein kleiner Neid obwaltete? — Nein! Dietrich war lustig, aber auch ungemein stolz. Einen Liebeshandel mit einem Bürgermädchen zu haben, verzieh er sich und allen seinen Freunden, aber ein Bürgermädchen zu heurathen, das konnte er sich kaum denken, und einem Freunde, konnte er es nicht verzeihen. Er konnte es nicht einmal zugeben. Deshalb, lief er auch gleich zu Apitzens Oehm und war Ueberbringer der Schreckenspost.

Graf Günther, war ein strenger und ehrenvester Mann; ein Mann, der keinen Spas verstehen mochte wenn es dergleichen Angelegenheiten betraf, wie diese war, von der wir jetzt sprechen. Deshalb, gieng er straks zum Kaiser, und trug ihm die Sache vor. Der Kaiser war betroffen, und sagte:

„Wir wollen morgen den jungen Liebhaber ernstlich vornehmen!"

Dieser aber, war indessen zu einem Goldarbeiter gegangen, und lies sogleich ein goldenes Herz mit der Innschrift:

Herzlich und getreu,

und mit einem verschlungenen A. und K. auf der andern Seite, verfertigen. — Das war bald geschehen. Den andern Morgen hatte es schon Wolf, Apitzens Rüstmeister in der Tasche, lies seines Herrn Rosse zum Hufschmidt Peter reuten, und suchte indessen, von seinem Herrn gestimmt und wohl unterrichtet, mit Klärchen ein paar Worte zu sprechen.

Ganz erwünscht, fand er sie endlich auch in der Küche allein, grüßte sie freundlich, und nahte sich ihr ganz bedächtlich.

Er. Seyd Ihr allein hier, und kann ich unbehorgt mit Euch sprechen?

Sie. O ja! — Was habt Ihr mir zu sagen?

Er. Viel Gutes, liebe Jungfer! — Ich bin der Rüstmeister des Junkers der jetzt, Ihr werdet schon wissen, was, von Euch mit dem Kaiser spricht.

Sie. Von mir? Mit dem Kaiser? — Jetzt?

Er. Eben jetzt, indem ich mit Euch spreche.

Sie. Junker Apitz, der Viselbacher?

Er. Eben der.

Sie. Mein Gott! ist's möglich? — O! der gute Mann! — Spricht er wirklich von mir mit dem Kaiser?

Er. Wie gesagt! — Da schickt er einstweilen etwas.

Sie. Mir? — Ein goldenes Herzchen? Ach! wie schön!

Er. Sagt mir nur, was Ihr mit meinem Herrn angefangen habt, Jungfer? Die ganze Nacht hat er mir von Euch erzählt. Ich habe kein Auge zuthun dürfen.

Sie. Liebt er mich wirklich?

Er. Gewiß!

Sie. Ach! Ihr könnt es ihm sagen: daß ich ihm herzlich gut bin.

Er. Wenn er nur keinen dummen Streich macht!

Sie. Wie so?

Er. Er sprach gar von einer Heurath.

Sie. Fällt Dir das auf?

Er. Ei, potz Wetter! das könnte einen schönen Lärm geben.

Sie. Wirklich? —

Er. Er läßt Euch fragen: ob Ihr Nachmittag um 4 Uhr dort seyn wollt, wo er Euch gestern gesprochen hat?

Sie. (bedenkt sich ein wenig) Ja! —

Er. Gott befohlen! —

Klärchen steckte das goldene Herzchen in den hochklopfenden Busen und wußte aus ängstlicher Freudigkeit nicht, ob sie in der Küche oder schon am Traualtar stand.

Indessen hatte Apitz Audienz bei dem Kaiser und trug ihm seine Angelegenheit vor.

Der Kaiser. Apitz! alles das, was Ihr mir da sagt, will mir nicht gefallen. Ihr könnt das Mädchen lieben, das kann Euch weder der Kaiser noch der Papst verbieten. Aber sie zu heurathen, das geht schwerlich an. Wenn ich auch ein Auge zudrücken wollte, so

geben es Euere Anverwandten nicht zu. — Uebrigens, bedenkt, daß Euere Kinder, dann nicht turnier- und lehnsfähig sind.

Apitz. Turnierfähig zu seyn, macht nicht glücklich. Die Lehnsfähigkeit aber, könnt Ihr meinen Kindern schenken.

Der Kaiser. Ja doch! aber — — Apitz! ich will Euch einen guten Rath geben. Liebt das Mädchen, und kommt nach Jahr und Tag wieder zu mir. Liebt Ihr sie dann noch, so wollen wir sehen, was in der Sache zu thun ist.

Das war sein Bescheid von dem Kaiser. — Sein Oehm aber, lies ihn hart an.

Günther. Du bist kein Viselbacher. Du bist mein Neffe nicht. Der kann den elenden Einfall nicht haben, sich mit einer Hufschmidts Tochter zu verheurathen. Adler, paaren sich nur mit Adlern, aber nicht mit Wiedehopfen.

Apitz. Klärchen ist ein tugendhaftes Mädchen!

Günther. Das kann seyn!

Apitz. Was soll meine Gattin sonst seyn, als ein tugendhaftes Mädchen?

Günther. Tugendhaft und adelich sey sie.

Apitz. Ihre Tugend adelt das Mädchen, das ich liebe.

Günther. Und ihres Vaters Hammer, schlägt sie zur Reichsgräfin?

Apitz. Oehm! — — Ich bin mein eigener Herr.

Günther. In diesem Punkt, nicht.

Apitz. Nicht? — Nicht mein eigener Herr in meinen Herzensangelegenheiten?

Günther. Nur, so bald Du edel wählst. Sonst aber, nicht.

Apitz. Ich werde thun, was ich will.

Günther. Das wollen wir sehen!

Apitz. Bei Gott und meiner Ehre! sie wird mein Weib.

Günther. Nun dann! wohlan! Schwur gegen Schwur. Bei Gott und meiner Ehre! sie wird nicht Dein Weib.

Apitz. Was wollt Ihr thun?

Günther. Das, wirst Du erfahren.

Apitz. Wärt Ihr nicht mein Oehm, so —

Günther. Keine Hand mehr an's Schwerd gelegt. Nimm den Hammer in die Hand. Entledige Deine Hüfte der Zierde der Edlen, und binde ein Schurzfell um Deine Lenden. Verkaufe Deine Burg um Kohlen, und mache Dich würdig, der Mann einer Schmidts Tochter zu seyn.

Apitz. Keinen Spott!

Günther. Wage Einen Schritt, so wage ich den zweiten. — Dabei bleibt es!

Der Herr Oehm verfuhr mit dem Kranken den er kuriren wollte, nicht methodisch genug. Was Apitz vielleicht mit der Zeit vergessen hätte, prägte sich ihm nun weit lebhafter ein. Sein Stolz, sein Eigensinn kamen in's Spiel, und nun konnte ihn kein Mensch hindern die Bahn zu laufen, auf welcher er sonst vielleicht nur gemächlich einhergeschritten wär.

Um vier Uhr, war er im Garten bei Klärchen die ihn erwartete, und der er alles haarklein erzählte, was geschehen war.

Ihre gekränkte Eigenliebe nahm Theil an seinem Eigensinn, und ihr empörtes Herz, klopfte so hoch empor, als das seinige.

Er. Rauben wollen sie Dich mir!

Sie. Das können sie nicht!

Er. Was Gewalt nicht vermag, vermag oft List.

Sie. Du machst mir bange.

Er. Wir müssen List und Entschlossenheit ihren Planen entgegen stellen. — Liebst Du mich wirklich?

Sie. Laß mich das fragen.

Er. Ich liebe Dich, und will es Dir beweißen. — Hast Du Muth? bist Du entschlossen?

Sie. Was soll ich thun?

Er. Wir müssen von hier entfliehen.

Sie. Entfliehen?

Er. Liebst Du mich, so folgst Du mir, ohne Bedenklichkeiten. — Du bist, wenn Du hier bleibst, den Verfolgungen meiner Verwandten ausgesetzt, und kaum wird Dich ein Kloster schützen, so lange mein Vorsatz fest bleibt, Dir meine Hand zu reichen. — Was hast Du noch zu wählen? — Auf meiner Burg, sollen sie Dich wohl in Ruhe lassen, aber Deines Vaters Haus, steht jeder Gewalt offen.

Sie. Ach! ich armes, unglückliches Mädchen!

Er. Halte Dich still und verborgen in Deiner Wohnung, bis mein Rüstmeister Dir ein grünes Band bringt. Abends 7 Uhr, an dem Tage, an welchem ich Dir das Band schicke, treffe ich Dich hier in diesem Garten. Ich verkleide Dich, und wir traben nach Viselbach zu.

Sie. Und mein Vater —?

Er. Der soll alles erfahren, so bald wir in Sicherheit sind.

Sie. Ach Apitz! wirst Du mir auch wirklich die Hand am Traualtare reichen?

Apitz schwur ihr das mit einem großen Schwure, feierlich zu. Klärchen, schwur ihm Liebe und Treue und besiegelte weinend ihre Schwüre mit herzlichen Küssen.

Sie trennten sich endlich und wiederholten ihre Schwüre.

Graf Günther machte indessen Anschläge die Bürgerbraut seines Neffen in seine Gewalt zu bekommen. Seine Spione und Knechte hatten Ordre mit List das arme Mädchen einzufangen, und dann wollte er sie in ein Kloster seines Gebiets schaffen, bis sein Vetter, wieder, wie er sich auszudrücken pflegte, seiner Sinne mächtig würde.

Man fiel auf die Vermuthung, Apitz müsse von Klärchen einen Liebestrank bekommen haben, denn daß er ohne gewaltsame Mittel sich in ein Bürgermädchen habe verlieben können,

das,

das, konnte man sich nur als unmöglich denken. Es gab damals eine gewisse Meinung von der Standesliebe, die heutiges Tages, nicht mehr statt findet.

Abends, kam einer von Günthers Knappen, mit erfreulicher Nachricht zu seinem Herrn.

Knappe. Wir haben sie, edler Herr!

Günther. Das Hufschmidts Mädchen?

Knappe. Ja! wir haben sie ganzbeinicht erwischt. — Sie wollte eben Wasser am Brunnen holen. Wir verstopften ihr gleich den Mund, und bemächtigten uns ihrer Person. —

Günther. Gut!

Knappe. Wollt Ihr sie etwa sprechen?

Günther. Nein! — Setzt sie auf ein Roß und bringt sie nach Kloster Ilm. Die Briefe liegen schon parat. — Macht, daß ihr mit der Dirne fortkommt!

Kaum

Kaum hatte der Kaiser am folgenden Morgen sein Lager verlassen, und trat, um frische Luft zu schöpfen, auf den Söller seiner Wohnung, als der lange Peter sich auf der Straße nieder warf, und laut aufschrie:

„Gerechtigkeit, edler Kaiser und Herr!"

Kaiser. Wer bist Du? was willst Du?

Peter. Ich bin ein Bürger der Stadt, ich bin der Hufschmidt Peter, und flehe Euch um Gerechtigkeit an.

Kaiser. Was hat man Dir gethan?

Peter. Gestern Abend, hat man mir meine Frau geraubt.

Kaiser. Deine Frau? — Wer hat das gethan?

Peter. Vier Knappen, haben sie mit Gewalt vom Brunnen weggeschleppt. Eine Nachbarin hat es gesehen.

Kaiser. Vier Knappen? — Ein Weiberraub? — Peter! Du sollst Gerechtigkeit haben, wenn ich die Thäter ausfindig machen kann. Kannst Du selbst auf die Spur kommen, so melde mir, was Du erfahren hast.

Das gab einen schrecklichen Lärm in der Stadt. — Einige schrieen:

„Peters Frau ist geraubt worden!“

andere, hatten nicht recht gehört, und schrieen:

„Hufschmidts Klärchen ist entführt worden!“

Diese letztere Nachricht, kam Apitzen zu Ohren. Dieser war ausser sich, und warf sogleich Verdacht auf seinen Oehm. — Ohne sich lange weiter zu erkundigen, warf er sich auf sein Roß, seine Knappen folgten ihm, er schlug den ersten, besten Weg ein, und setzte den Räubern nach, ohne zu wissen, ob er sie auf diesem Wege antreffen würde, oder nicht.

Indessen wurde Graf Günthern doch ein wenig bange, als der Lärm los brach, weil er wußte daß der Kaiser, ein solches Unternehmen nicht unbestraft lies. Da er nun erfuhr, Apitz sey davon geritten, so war er klug genug den Zuvorkommenden zu spielen.

Er

Er lies also Petern zu sich rufen.

„Meister! — begann er; — Dein Unglück, geht mir nahe. Ich hoffe Dich aber auf die Spur zu bringen. Mein Neffe, Apitz der Viselbacher, hat, wie ich leider! zu spät erfahren habe, eine Liebschaft in Deinem Hause gehabt. Ich weiß aber nicht, ob sie Deiner Frau oder Deiner Tochter gegolten hat. Genug, eine von beiden, war sein Liebchen, das hat er entführen wollen. Ob er nun die rechte, oder die unrechte Liebschaft davon geführt hat, das wird er am besten wissen. Bemühe Dich deshalb um nähere Nachrichten.“

Peter lief sogleich in seine Wohnung zurück, ergriff einen Besenstiel, und zog seine Tochter bei den schönen, goldgelben Haaren zum gütlichen Verhör.

Peter. Jetzt, weiß ich alles! — Her Schlange! und beichte.

Klärchen. Um Gottes willen! lieber Vater! was wollt Ihr von mir? — Ich bin unschuldig!

Peter. Du bist nicht unschuldig! — Beichten sollst Du. War Apitz der Viselbacher der Liebhaber Deiner Mutter?

Klärchen. Gewiß nicht, lieber Vater!

Peter. So war er Dein Liebhaber?

Klärchen. Er hat mir ewige Liebe, er hat mir Treue und Heurath zugeschworen.

Peter. Und hat Dich entführen wollen?

Klärchen. Ach ja! und hat mich heurathen wollen.

Peter. Da hat man das Unglück! Nun ist's heraus! — Seine Esel von Knappen, haben meine Frau für Dich gehalten, und das Unglück ist geschehen. — Schaff mir Deine Mutter wieder, oder ich schlage Dich tod.

Klärchen. Ach, lieber Vater! —

Peter. Fort mit Dir nach Viselbach! — Der Junker soll mir mein Lieschen herausgeben, oder ich zünde ihm die Burg an, so wahr ich ein Bürger von Erfurt bin!

Klärchen. Ach lieber Gott! was soll das werden? — Was soll ich denn in Viselbach thun?

— Peter. Meine Frau sollst Du mir wieder holen.

Klärchen. Dann sind wir ja alle beide in Apitzens Gewalt, ich und die Mutter. — Wenn er nun etwa gar, ohne daß ich es wüßte, sich mit der Mutter verstanden hätte?

Peter. Mädchen!

Klärchen. Und ich, lief ihm auch noch dazu selbst in die Hände. — Was wolltet Ihr denn anfangen, wenn er uns nun, mich und die Mutter —

Peter. Schweig, Du Teufels Kröte! *) Gleich zieh Dich an! Du mußt und sollst mit mir

*) Eine lokalisirte Verwünschung, von deren Ursprung, Falkenstein (Thüring. Chronik. I. B. S. 164.) folgendes schreibt: „Als Carolus M. in Olhausen kommen, und zwar zu Sylstedt fragte: Wer ihr Gott wäre? gaben sie zur Antwort: Crode sey ihr Gott. Respondet Carolus M. Ist Crode euer Gott? Es mag der Crode ein Teufel seyn. — Hieraus ist hernacher der Thüringische Fluch, oder das Erfurtische Scheltwort erwachsen: Du Crode; ingleichen, Du Teufels Crode." — Es ist diese Verwünschung unter den gemeinen Leuten, noch im Gebrauch. —

Sagit-

mir nach Viselbach. Er mag Dich hinnehmen. Aber meine Frau, soll er mir wieder heraus geben. — Zieh Dich an!

Klärchen. Es wird ja finstere Nacht, ehe wir nach Viselbach kommen!

Peter. Morgen, mit Sonnenaufgang soll's fortgehen.

Klärchen. Und Ihr wollt mich also dem Viselbacher selbst überliefern?

Peter. Meine Frau will ich gegen Dich auswechseln. Und wenn ich sie habe, will ich gegen den Räuber beim Kaiser Recht und Gerechtigkeit fordern, die er mir versprochen hat.

Klärchen. Und was soll ich denn in Viselbach machen?

Peter. Was Du Teufels Kröte! vorher dort hast machen wollen, ehe Du mir ein Wort davon gesagt hast.

R 2 Klärchen.

Sagittarius sagt: Antiq. Gentilismi et Christianismi Thuring. Jena 1685 S. 6.) „Es ist bei den Sachsen zum Vermaledeyungsworte worden, daß sie von einem scheußlichen Dinge sagen: Crodo. Welches auch bei den Dennemärkern noch im Gebrauch seyn soll."

Klärchen. Geht allein nach Viselbach, lieber Vater! und laßt mich hier in Erfurt.

Peter. Meine Frau ist mir lieber, als zehn ungerathene Töchter! — Ach, ich armer Mann! — O! die vermaledeiten Junker! — Sag, weißt Du's gewiß, daß meine Frau keine Bekanntschaft mit Apitzen gehabt hat?

Klärchen. Sie haben mir nie etwas davon gesagt.

Peter. O! Du einfältige Gans! So etwas, werden sie Dir sagen.

Klärchen. Apitz hat geschworen, er liebe mich ganz allein.

Peter. Und Du, einfältiges Thier! hast das geglaubt? — Warum hast Du mir nichts davon gesagt?

Klärchen. Er wollte es Euch selbst sagen.

Peter. Warum hat er es nicht gethan?

Klärchen. Wir wollten erst zusammen nach Viselbach —

Peter. O! daß Du schon dort wärst! und ich, hätte mein Lieschen wieder!

Indem erschien ein Kaiserlicher Herold.

„Du sollst ruhig seyn, Meister! — sprach er; — läßt Dir der Kaiser sagen. Dreißig Knappen sind Apitzen nachgeschickt worden. Irgendwo, treffen sie ihn gewiß an. Denn der Kaiser hat erfahren, daß Apitz, vermuthlich der Räuber Deiner Frau ist.“

Zufällig hatte Apitz den rechten Weg getroffen, und traf unweit Arnstadt auf Lieschen und ihre Begleiter. — Er erkannte sie gleich, und als die Knechte sich ihm widersetzen wollten, befreite er die entführte Schöne mit gewappneter Hand.

Aber, wie erstaunte er, statt Klärchen, ihre Stiefmutter befreit zu haben.

Apitz. Was ist das?

Lieschen. Habt tausend Dank, edler Herr!

Apitz. Also, die Mutter hat man statt der Tochter entführt?

Lieschen. Wie?

Apitz. Klärchen sollte es gelten, und Lieschen hat es getroffen.

Lieschen. Ich weiß von nichts. — Bringt mich doch ja bald nach Erfurt zurück.

Apitz. Sogleich!

Nun gieng's rasch auf Erfurt zu, und gegen Abend, hielt Apitz vor Peters Thür.

Peter. Was seh' ich! — Meine Frau?

Lieschen. Ach, lieber Mann! da bin ich wieder.

Klärchen. Vater! Das ist Apitz.

Peter. Apitz? — He Junker! habt Ihr Euch vergriffen?

Apitz. Ich bin kein Räuber. Aus den Händen ihrer Räuber habe ich Deine Frau befreit, und bringe sie Dir wieder.

Peter. Aber mit meiner Tochter wolltet Ihr davon laufen?

Apitz. Wer hat das gesagt?

Peter. Sie selbst hat mir's gestanden.

Apitz. Klärchen?

Peter. Fragt sie selbst.

Klärchen. In der Angst —

Peter. Nun, wird aber nichts daraus. Daß Ihr mir mein Lieschen wieder bringt, dafür, danke ich Euch, und will Euch, so lange Ihr hier seyd, Euere Pferde umsonst beschlagen. Aber Klärchen, geht nicht mit nach Viselbach, daß Ihr es nur wißt. Eine Edelfrau, kann sie nicht werden, aber meinen Gesellen soll sie heurathen. Der wird sie schon bewachen.

Apitz. Alter! seyd doch vernünftig!

Peter. Ich bin kein Vieh, und bin nicht unvernünftig. So, sprecht nicht mit mir, wenn wir gute Freunde bleiben sollen.

Lieschen. Lieber Mann! sey doch ein wenig höflicher. Du bist ja dem Herrn so vielen Dank schuldig.

Peter. So viel er will. — Aber mit Klären wird's nichts! — Ihr sollt beide keine Mißheurath thun. Ihr könnt Euch ein Fräu-

lein suchen, und Kläre, wird die Frau meines Gesellen. — Komm her, Christian! Du sollst das Mädchen haben.

Klärchen. Nein! Das geschieht nicht. — Christian wird mein Mann in Ewigkeit nicht.

Peter. Aber, in Erfurt.

Klärchen. Nirgends!

Peter. Das wollen wir sehen!

Lieschen. Mann!

Peter. Du schweigst!

Apitz. Meister Peter! laßt ein Wort mit Euch reden.

Peter. Nun?

Apitz. Zwingt Klärchen nicht zu heurathen, wenn sie nicht will.

Peter. So? — Damit Ihr mir sie hinter dem Rücken davon führt?

Apitz. Das könnte ja doch geschehen, und wenn sie auch schon Christians Frau wär. Habt Ihr nicht selbst den Fall erlebt?

Klärchen. Ich will ledig bleiben, lieber Vater! — Ich will lieber eine Nonne werden, als —

Peter. Ach! ich dachte gar ein Mönch!

Lieschen. Klärchen hat's ja noch nicht versäumt, lieber Mann!

Peter. Du schweigst, geraubte Prinzessin!

Klärchen. Die Mutter meint's gut mit mir!

Peter. Ihr versteht euch wohl?

Lieschen. Pfui!

Peter. Pfui hin, pfui her! Ich traue euch allen nicht quer über den Weg. — Gute Nacht, edler Junker! Nun wird das Haus zugemacht.

Apitz. Peter! Peter! zwingst Du Klärchen zu einer Heurath, so nimm Dich in Acht. Ich erwische Dich gewiß, sey es hier oder dort. Dann aber, gnade Dir Gott!

Peter. Erst gefangen — dann, gehangen. — Gute Nacht!

Lieschen. Gute Nacht, edler Herr!

Peter. In's Haus!

Apitz. Schlaft wohl, artige Frau!

Peter. 's ist schon gut!

Klärchen. Edler Junker! denkt an mich.

Peter. (giebt ihr eine Ohrfeige) Warte! ich will Dich zur Ritterin schlagen.

Apitz. Grober Bengel!

Peter. (schlägt die Hausthür zu) Gleichfalls!

Christian, freute sich schon herzlich auf die Hochzeit mit dem schönen Klärchen. Aber so weit, war's noch nicht.

Mutter und Tochter machten jetzt gemeinschaftliche Sache mit einander, und Petern wurde, trotz seiner Grobheit, die sonst auf alles gefaßt war, dennoch der Kopf ziemlich warm gemacht. Ohrfeigen setzte es freilich genug, das waren aber keine lockenden Eheschlingen, und je mehr Peter schlug, desto hart-

hartnäckichter wurde Klärchen. — Zuletzt, kam's zum offenbaren Bruch, und weil sich Christian aus lauter Bräutigams Ungedult auch einmal sehr derb gegen die Weiber heraus lies, so schwuren sie ihm zuerst Rache zu.

„Laß Du es nur gut seyn Klärchen! und leide alles geduldig. — tröstete Lieschen ihre Stieftochter. — Wenn ich nur einmal den Junker sehe, da will ich Christianen schon ein Bad zubereiten, daß er daran denken soll.“

„Ich nehme ihn nicht, — weinte Klärchen; — und wenn mir der Vater den Hals umdrehte!“

Bald darauf fügte sich's daß Lieschen aus der Messe kam, und hinter der Kirche zu St. Sever, Apitzen erblickte. — Sie eilte sogleich auf ihn zu, und klagte ihm ihr und ihrer Tochter Leid.

Apitz. Ja, liebe Frau! was soll ich thun?

Lieschen. Ihr sollt dem Bengel Christian aufpaßen, und ihn von Euern Knappen recht derb abprügeln lassen.

Apitz. Das soll geschehen. — Was kann das aber Klärchen helfen?

Lieschen. Ach! erbarmt Euch der Noth des armen Mädchens, edler Junker!

Apitz. Ach Gott! wie gern! — Wenn wir sie nur erst aus der Stadt heraus hätten! — Meine Meinung wär, sie stellte sich nachgebend, und verspräch endlich ihrem Vater den Narrn Christian zu heurathen. Vielleicht erhielt sie dadurch mehr Freiheit, und — hätte ich sie nur erst aus der Stadt hinaus, so sollte mir der Teufel den Schatz nicht wieder abjagen.

Lieschen. Aber, Ihr meint's doch auch ehrlich mit dem armen Dinge?

Apitz. So ehrlich, wie sie es nur mit mir meinen kann?

Lieschen. Ich will Euch schon zuweilen — Ach! Jesus Maria! ich bin des Todes! — Dort geht Christian. Seht! — wie er auszieht. Er hat mich mit Euch sprechen sehen. Ich bin unglücklich! Mein Mann

schlägt

schlägt mich tod! — Nun gehe ich nicht wieder nach Hause. — Ach, edler Herr! nehmt Euch meiner an. Mein Mann ist ein Wütherich. Er bringt mich um. — Nein! ich kann nicht nach Hause gehen. Bringt mich in Sicherheit, guter Junker.

Apitz. Wohin, liebe Frau?

Lieschen. Wohin Ihr wollt. Daß mich nur mein Mann nicht mißhandeln darf. Er ist ein Unmensch. Die blauen Flecken am Leibe, werde ich gar nicht los. Am Tage poltert er im Hause herum, wie ein Kobold, und in der Nacht — Ach Du lieber Gott! meine Ehefreuden des Nachts, sind Prügel, Faustschläge und Rippenstöße. — Vorgestern, (weint) wollte er mir die Ohren abschneiden, und vor acht Tagen, kam er betrunken aus dem Meerwunder, und wollte mir — Ach, du lieber Gott! — er wollte mir die Nase abhauen.

Apitz. Das ist ja ein alter Esel!

Lieschen. Ach ja! er ist zwar mein Mann, aber das ist er auch, was Ihr gesagt habt,

guter Herr! — Bringt mich nur in Sicherheit. Vielleicht ist er schon auf dem Wege, mich abzuholen. Er prügelt mich öffentlich vom Dom bis ins Haus, über die Straße, und hernach — schneidet er mir gewiß die Nase, oder sonst etwas, ab.

Apitz. Mein Gott! — Ich weiß keinen sichern Ort für Euch. — Als etwa — Ja! aber dahin, werdet Ihr nicht wollen.

Lieschen. Wohin denn? — Ach ja! Wohin Ihr wollt. Nur jetzt nicht zu meinem Mann.

Apitz. Ich meinte, nach Viselbach.

Lieschen. Ach ja! nach Viselbach. Nur gleich, ehe mich mein Mann hier antrifft. Macht nur, daß ich aus der Stadt komme.

Apitz. Mein Burgkaplan soll alles aufsetzen, was Ihr selbst aussagt, warum Ihr nach Viselbach geflohen seyd.

Lieschen. Ach ja!

Apitz. Auf diese Aussage, müßt Ihr das Sakrament nehmen, und sie beschwören.

Lieschen. Ach ja!

Apitz. Damit ich nicht in den Verdacht und in die Strafe eines Frauen Raubes gerathe.

Lieschen. Ach nein!

Apitz. Hernach schicken wir diese Aussage an den Stadtrath —

Lieschen. Ach ja!

Apitz. Und Meister Peter, muß zu Kreuze kriechen.

Lieschen. Ach ja!

Apitz. Und wir, lassen es uns in Viselbach wohl seyn. Nicht wahr?

Lieschen. Ach ja! — Macht nur, daß wir fortkommen. — Mein Mann ist ein wahrer Teufel. Er nagelt mich bei den Beinen auf, wenn er mich in seine Klauen bekömmt.

Apitz. Wir wollen ihm die Klauen rein halten. — Kommt, artige Frau! — Mein Gott! Ihr zittert ja am ganzen Leibe, wie Espenlaub.

Lieschen.

Lieschen. Ach! ich bin's Zittern noch gar nicht los geworden, seit ich so unglücklich bin, Petern zum Manne zu haben. Ach! im Fegefeuer muß es erträglicher seyn, als es in meiner Ehe ist.

Apitz. O! Du armes Lieschen!

Was Lieschen ahndete, geschah. Christian, hatte getreulich rapportirt, was er gesehen hatte, und es gab einen Zeterlärm im Hause. Peter bewaffnete sich sogleich in größter Hast mit einem derben Prügel, Christian, ergriff eine Eisenzange, und so stürzten sie beide nach dem Orte zu an welchem sie das Pärchen zu erwischen glaubten.

Sie kamen an, aber — die Vögel waren davon geflogen. Peter schlug seinen Schwiegersohn hinter die Ohren, weil er nicht gleich zugefahren sey, und schimpfte ihn wacker ab.

Christian. Aber, Meister! wie könnt Ihr so wunderlich seyn, und gleich zuschlagen? —

Ich war ja allein, hatte nicht einmal einen Stock; und der Junker trägt ein Schwerd. Bedenkt doch nur!

Peter. Das ist alles wahr. Aber — Du bist doch ein dummer Tölpel!

Christian. Ob Ihr Euere Frau daheim durchgerbt, oder hier, das ist einerlei. Dem Junker, hätten wir doch nicht zu nahe kommen dürfen.

Peter. Freue Dich Lieschen! — Dich will ich schön zusammen dreschen!

Mit diesem guten Vorsatz, kam Peter nach Hause. Aber Lieschen lies sich weder sehen noch hören. Auch war Klärchen über alle Berge.

Als Klärchen die Anstalten zur Exekution gegen ihre Mutter, sah, wurde ihr angst und bange. Sie besorgte, als eine Mitschuldige behandelt zu werden, und da sie ohnehin bald das Ende ihrer Sklaverei wünschte, so machte sie sich die Abwesenheit ihrer Peiniger zu nutze,

und entwischte glücklich durch die nicht gut verwahrte Hinterthür des Hauses.

Sie steckte sich, als sie die Stadt im Rücken hatte, hinter ein Bethäuschen, und als es dunkel wurde, setzte sie ihren Weg weiter fort.

Peter, tobte wie unsinnig herum, lief zu allen seinen Bekannten, suchte Frau und Tochter, fand sie nicht, und schimpfte entsetzlich auf den Viselbacher Junker.

Dieser, war indessen glücklich mit Lieschen auf seinem Schlosse angekommen, führte sie allenthalben herum, wieß ihr ein artiges Zimmerchen an, und machte sie auf die schöne Aussicht aufmerksam.

Lieschen gefiels im Augenblick in Viselbach besser, als in der Schmidte, wo es beständig Prügel regnete, und wo der Ehestands Horizont ewig fürchterliche Donnerwetter drohte.

Apitz lies sogleich durch seinen Kaplan Lieschens Fluchtentschuldigung aufsetzen, lies ihr die Aussage, in welcher Peter so grämlich wie möglich gezeichnet war, beschwören, und schickte das Dokument dem Stadtrath zu Erfurt zu, mit der Bitte, es Petern mitzutheilen.

Lieschen, nahm sich, um nicht müßig zu seyn, der Küche an, und nach der Abendtafel, legte man sich, so weich wie möglich, zur Ruhe.

Der Kaplan schüttelte den Kopf, gar bedächtlich, und Apitz, erklärte Lieschen das Burgöffnungsrecht.

Als der Stadtrath zu Erfurt Lieschens Manifest erhielt, wurde Peter sogleich vorgeladen, und wurde ihm dasselbe vorgelesen. — Hierauf nahm man sich von Raths wegen, die Freiheit ihm derb deu Kopf zu waschen. Peter bat gar sehr, ihm seine Frau wieder zu ver-

schaffen, und versprach, eidlich anzugeloben, seine Frau nie wieder zu schlagen, oder zu mißhandeln. Im entgegen gesetzten Falle, machte er sich freiwillig verbindlich Strafe zu leiden.

Diese Erklärung, wurde Lieschen gemeldet, der es gar wohl in Viselbach gefiel. Apitz rieth ihr, sich durch Unterhändler in Traktaten mit ihrem Manne, einzulassen. Dies geschah. Und nach vierzehn Tagen, holte Peter sie im Triumfe von Viselbach und führte sie nach Erfurt zurück.

Christian, wurde sogleich, zur Belohnung seiner treuen Dienste, davon gejagt und Peter lebte von jetzt an, recht glücklich mit seinem Weibchen, die ihn für seine Güte, nach etwas weniger als drei Vierteljahren, mit einem Söhnlein beschenkte, worüber der gute Mann, eine herzliche Freude hatte.

In der ersten Freude, bat er Apitzen, des Söhnleins Pathe zu werden, welches dieser

auch mit Freuden that, und seit der Zeit Peters zuthätiger Hausfreund blieb.

So veränderlich ist alles in der Welt!

Aber wir, wollen uns nach Klärchen umsehen, die schon zwei Tage in der Irre umher gelaufen war, als sie endlich wieder auf die Landstraße kam, und kaum auf derselben war, als sie auf einen Reuter traf, der zwar keinem Ritter glich, aber dennoch sehr geputzt und galant aussah.

Er. Wie? — Sehe ich recht? — Ja! Du bist Hufschmidts Klärchen aus Erfurt.

Sie. Kennt Ihr mich?

Er. Warum sollte ich Dich nicht kennen? — Ich bin lange zu Erfurt geweßen, und die ganze Stadt kennt Dich ja, schönes Klärchen! — Wo kömmst Du her?

Sie. Ich bin davon gelaufen.

Er. Ei, ei!

Sie. Und laufe nun in der Irre umher, und weiß nicht, wo ich hingehen soll.

Er. Willst Du nicht wieder zu Deinem Vater gehen?

Sie. In meinem Leben nicht!

Er. Was ist da anzufangen? — Willst Du Dich mir anvertrauen?

Sie. Wer seyd Ihr?

Er. Ich bin der Schreiber des Grafen von Käfernburg.

Sie. Wohin reutet Ihr zu?

Er. Nach dem Schlosse meines Grafen. *)

Sie. Nehmt mich mit Euch, dahin!

Er. Herzlichgern! — Was gedenkst Du aber anzufangen?

Sie. Vielleicht findet sich ein Mann für mich, der mich liebt, und heurathet.

Er.

*) Dieses Schloß, lag ehemals eine Viertelmeile von Arnstadt. S. Melissantes Beschr. berühmter Bergschlösser. S. 190. — Heutiges Tages, ist nichts mehr davon zu sehen.

Er. Der Mann ist gefunden, schönes Klärchen! wenn Du ihn leiden magst.

Sie. Wer ist er?

Er. Könnte ich Dir gefallen?

Sie. (schlägt die Augen nieder) Ach ja!

Er. Topp! wir wollen's wagen, und wollen einander heurathen.

Sie. Ich bin's zufrieden.

Er. Ich auch. — Komm! steig auf. — Jetzt führe ich meine Braut heim.

Er setzte Klärchen aufs Roß, und führte es am Zügel mit seiner schönen Last, nach Käfernburg.

Der Vorfall, wurde Petern gemeldet. Er hatte nichts gegen die Heurath einzuwenden.

Der Graf von Käfernburg, richtete die Hochzeit aus, und es gieng auf derselben hoch her.

Man kann denken, daß Peter und seine Frau Hochzeitgäste waren.

Christian hatte, wie wir wissen, den Laufpaß erhalten, und der alte Peter freute sich, daß seine Tochter so gut an den Mann gekommen war.

Klärchen, liebte ihren Mann, wurde eine gute Hausfrau, blieb ihrem Manne getreu, und starb, Mutter von sechs Kindern, als Großmutter, lebenssatt und alt. Ihr Mann folgte ihr bald nach, und wurde, wie er befohlen hatte, zu seinem Klärchen gelegt.

Friede sey mit ihnen!

LB Coburg

VI.

Die liebe Frau durch Zufall.

Im XI. Jahrhundert lebte Graf Sittig *) von Käfernburg, ein reicher und vom Glück wohlbegabter Herr, ein Herr vieler Schätze und Vesten, und dieser hatte eine einzige Tochter, Helene genannt, ein Mädchen, welche einer Attalanta der Vorzeit nichts nachgab, rasch und wild, stolz und edel, wie ihr Vater. Sie hatte Kraft und Stärke, und tummelte zum Zeitvertreibe, sich oft gar männlich auf dem Schloßhofe mit den Edelknappen ihres

Vaters

*) Auch Sizzo genannt. — Er erbaute im Jahr 1042 das Kloster Georgenthal, eine nachher berühmte Abtei, Cistercienser Ordens, an dem Flusse Apfelstädt, eine Meile von Ohrdurf, gelegen. Hier liegen die meisten Käfernburger Grafen begraben. S. mehr davon in Melissantes Beschreib. der Bergschlösser. 193. 194. und Albini Meißnische Chronik. Tit. II. wie auch; Spangenberg Hist. Bonifac. c. 17. p. 29.

Vaters in ritterlichen Spielen herzhaft herum, darob ihr Vater sich herzlich freute, und oft ausrief:

„Die ersetzt mir einen Jungen, deren mein Bruder beinahe zu viele hat!“

Da lächelte sein Kaplan, der gefällige P. Anschar:

„Wohl wahr! Wohl wahr, edler Herr!“

Helene war kaum siebenzehn Jahr alt, als sich die Freier haufenweiß theils bei ihr, theils bei ihrem Vater anmeldeten, das reiche Fräulein als Bettgenossin in ihr Kämmerlein zu führen, aber sie bezeigte bis dahin, noch nicht die geringste Lust, auf diesem Wege einem Manne zu folgen.

„Der rechte ist noch nicht gekommen!“ — lächelte der Pater.

„Ja, ja! — sagte der Vater; — So ist's. Der rechte ist noch nicht gekommen.“

„Er wird schon kommen;“ — sagte des Fräuleins Amme und Erzieherin.

Das Fräulein setzte ihre Leibesübungen ruhig fort, warf nach dem Ziele, und tummelte die Rosse wacker herum, ohne an einen

Mann zu denken. Die Freier zogen mit langen Nasen ab, und einige derselben, verbreiteten aus Rache die Nachricht und Sage: Helene sey nicht als vollkommenes Mädchen geboren, und weiche deshalb geflissentlich allen Ehebewerbungen aus.

Damals, glaubte man noch an Hermaphroditen, und das gute, wilde Mädchen, mußte ohne ihren Willen, und ohne Wahrheit des Gerüchts, für ein Geschöpf dieser Art gelten.

„Ich muß sie kennen lernen, das Zwitter Fräulein; — sagte Graf Otto von Orlamünda. — Ich muß sie sehen und sprechen. Sogleich will ich nach Käfernburg traben das Naturwunder zu beantlitzen."

Otto war ein lustiger Gesell. Ein junger Springinsfeld, der keine größere Freude kannte, als von Hofe zu Hofe zu ziehen, Rennen, Gastgeboten und Tänzen beizuwohnen, den Weibern und Mädchen Artigkeiten vorzusagen,

und

und allenthalben offene Herberge ohne Kosten, zu finden.

Zu Käfernburg, war er noch nicht gewesen, und jetzt ritt er dahin, seinen Spas wie er sagte, auf Helenens Rechnung zu treiben. Ihm folgten zwei Knappen, und aus Neugier, begleitete ihn Max, seines Bruders Schalksnarr, eine lächerliche Figur, ein Kerl dessen Witz, nach damaliger Art und Sitte, bei den Orlamünder Grafen auf Leibrenten lag.

Die Gesellschaft hielt ihren Einzug zu Käfernburg, und der Burgherr gieng seinem Gaste entgegen, indem er ihn willkommen hies.

Sittig. Laßt mich fragen, wer Ihr seyd?

Otto. Otto ist mein Name. Ich bin der jüngere Bruder des Grafen zu Orlamünda, ziehe, um mich ein wenig in Deutschland umzusehen, von Veste zu Veste, und bitte Euch, um gefällige Herberge.

Sittig. Die soll Euch werden, edler Graf! — Euern Vater habe ich gar gut gekannt. Wir haben zusammen turniert, und er hat mich auch einmal drei Tage lang recht

wohl

wohl bewirthet. Jetzt sey sein Sohn mein Gast. Nehmt mich, wie Ihr mich findet.

Otto. Ich habe zwei Knappen bei mir, wie Ihr seht —

Sittig. Es soll ihnen nichts abgehen.

Otto. Und dieser Zwergmensch —

Max. Oho! Herr Riese von zwanzig Jahren!

Otto. — heißt Max, und ist meines Bruders Schalksnarr, der mit mir zieht, um sich gleichfalls ein wenig umzusehen, und der Euch viel Spas machen wird.

Max. Wenn's ihm beliebt.

Sittig. Das versteht sich! — Er soll auch sein Kämmerlein erhalten. — Ohne Umstände! kommt herauf, und folgt mir nach.

Otto. Wie Ihr es haben wollt.

Max. Herr Graf! Ich bin der Narr, aber der Schalk, ist Otto.

Otto. Hört Ihr?

Sittig. Nur lustig Max! Ich mag Deines Gleichen wohl leiden, und lache auch herzlich gern über lustige Schwänke.

Max.

Max. Daran, thut Ihr wohl, denn es ist heilsamer und besser zu lachen, als zu weinen. — Nur voran! Wir folgen.

Als es zu Tische gieng, kam Helene herbei, und Otto, wurde ihr vorgestellt. Die Schöne gefiel ihm, und ihr, gefiel der junge Graf. — Man setzte sich. Max, servirte nach eigenem Belieben. Die Becher giengen fleißig umher. Die Zungen wurden gelöset.

P. Anschar. Solltet Ihr so ganz und gar ohne Nebenabsichten die Höfe und Vesten besuchen? —

Otto. Blos in der Absicht, mich, wie gesagt, in Deutschland ein wenig umzusehen, und edle Männer kennen zu lernen.

P. Anschar. Und schöne Fräuleins. Nicht wahr?

Max. Still Herr Pater! Der junge Herr hier, ist ein Stück von einem Weiberfeind.

P. Anschar. Nimmermehr!

Sittig. Max! was sprichst Du? Wer wird Dir das glauben?

Max. Der bleibt ein Hagestolz, so gewiß ich ein Narr bleibe!

P. Anschar. Ei, ei! — Da hättet Ihr den geistlichen Stand erwählen sollen.

Max. Dazu, ist er zu weltlich gesinnt.

Sittig. Was sagt Ihr dazu, Graf?

Otto. Max glaubt, weil ich noch nie von schönen Augen verwundet wurde, es werde niemals dazu kommen. Und beinahe, muß ich das selbst glauben.

Sittig. Glaubt's nicht. So etwas, kömmt oft gar schnell.

Max. Edler Herr! wo kein Silber liegt, könnt Ihr keins aufgraben. Meines Junkers Herz, ist ein Schacht, der der Liebe keine große Ausbeute verspricht.

Sittig. Das sollte mich doch wundern!

P. Anschar. Mich auch.

Max. Mich nicht. Es ist nun einmal so in der Welt. Einer hat zu viel, der andere, zu wenig. Ich wollte es meinem Junker

aber wohl gönnen, daß ihm ein Mädchen den Kopf wirblicht machte.

P. Anschar. Bist Du schadenfroh?

Max. Ach nein! Ich kann die Raritäten aber nicht leiden.

Otto. Und bist doch um und an, selbst eine Rarität.

Max. Die Euch Geld kostet.

Otto. Wohl wahr!

Max. Weil Ihr aber Geld genug habt, so koste ich Euch nichts. Ueberfluß, muß Abfluß haben.

Sittig. Graf! vergeßt das Trinken nicht.

Helene. Ich trinke es Euch zu. — Euere zukünftige Geliebte soll leben!

Otto. Ihr scherzt! — Ich glaube wirklich, daß ich mich nie verlieben werde.

Sittig. Glaubt das nicht, und trinkt.

Otto. Euer Wohlergehen, Fräulein!

Helene. Viel Dank!

Sittig. Recht so! — Graf! Ihr trinkt, wie ein Deutscher. Auch das, gefällt mir an Euch.

P. Anschar. Mir auch. Qui bene bibit, bene dormit. — Ein guter Trunk, ein guter Schlaf. Ein guter Schlaf, ein heiteres Erwachen. Ein heiteres Erwachen, ein froher Tag.

Max. Ein froher Tag, eine frohe Nacht.

P. Anschar. Alles, was christlich ist. Wein, ist die Arzenei des Lebens. Alles mit Bedacht und Maaß.

Sittig. Max, schenk ein! — Unser aller Wohlergehen, und Frohseyn!

P. Anschar. Stoßt an! Der Wein erfreut des Menschen Herz. Hundert Jahr, wie heute.

Max. Ein rundes Sümmchen!

P. Anschar. Proverbialiter; wie man im Sprichwort zu reden pflegt.

Sittig. Graf! Ihr trinkt so fein, werdet mir ja kein Hagestolz.

Helene. Ja nicht!

Max. Fräulein! macht ihm den Kopf warm. Trumpft ihn recht ab. Ich bin Euer Bundesgenoß.

Otto. Rechnet auf keinen Schalk, Fräulein!

Max. Laßt Euch nicht irre machen. Er fürchtet sich.

Helene. Doch nicht, vor mir? Wer keine Liebe kennt, kennt auch keine Furcht.

Max. Glaubt das ja nicht! Gebt ihm etwas ab. Ich stehe Euch bei. Die Hagestolzen muß man foppen.*) — Ihr dürft ihm schon manches sagen, denn ob gleich bis jetzt Euer Finger noch nicht beringt ist,**) so glaube ich

*) So war es noch damals. — „Da unsern Vorfahren daran gelegen war, daß die Bevölkerung nicht gehemmt würde, so machten sie das Gesetz: daß Personen, die bis in ihr 60stes Jahr die Heurath verschieben würden, aller ihrer Rechte hernachmals verlustig seyn sollten. Man nennte sie Hagestolze, und dieser Name, war genug, sie aller Beschimpfung und allem Spotte auszusetzen, ja, alle Vortheile ihnen zu entziehen, und mit ihrem Vermögen nach eigenem Gefallen umzugehen." S. A. M. Triers Samml. verschied. deutscher Alterthümer. Koburg 1779. S. 27. 28.

**) Nach dem alten deutschen Sprichwort:

Ist der Finger beringt,
so ist die Braut bedingt.

Bei

ich doch ganz gewiß, daß es geschehen wird, und daß Ihr mit der Zeit, Euer schönes langes Haar,*) mit der bequemeren Haube**) vertauschen werdet. — Also, nur darauf los gespöttelt. Das kann nicht schaden.

Helene. Nun Graf! soll ich? —

Otto. Wenn Ihr wollt. — Ihr seyd aber zu gut, um über etwas spötteln zu können, das zu ändern, nicht bei mir steht. Ich

 bin

Bei Ueberreichung des Ringes, pflegte auch der Erste Kuß solenniter gegeben zu werden.

*) „Es war — sagt Trier, a. a. O. S. 22. — eine allgemeine Tracht aller unverheuratheten Weibspersonen, langes Haar zu tragen und solches fliegend über die Schultern herabfallen zu lassen. Selbst in Gesetzen wird dieses Gebrauchs Erwähnung gethan, und ein solches Frauenzimmer genennt, ein frei lockbares Weib, die unbehauset und unbehofet ist."

) Das Sprichwort: **unter die Haube kommen, hat seinen Ursprung von der Gewohnheit, daß ein verlobtes Mädchen ihre Haare in Flechten flocht, und dann, wenn sie getraut war, ihre Haare mit einer Haube bedeckte. Ein Frauenzimmer unter die Haube bringen, hies damals schon, ein Frauenzimmer verheurathen. S. auch Trier. a. a. O. S. 23.

bin zwar nicht gesonnen, ein grämlicher Hagestolz zu bleiben, aber ich muß es gestehen, daß bis jetzt, mich auch noch kein Mädchen auf den Gedanken zu heurathen, hat bringen können. Verliebt, bin ich noch nicht gewesen, und habe deshalb auch weder Freude, noch Leid *) im rechten Grade können kennen lernen.

P. Anschar. Wenn aber —

Otto.

*) Nach einem alten deutschen Sprichwort, welches Kaiser Friedrich III. (der eben auch nicht allzuviel dichterische Begeisterung aus der Hipokrene getrunken haben mochte,) sogar in einem Gedicht anbrachte, welches man noch von ihm handschriftlich in der K. K. Bibliothek zu Wien hat. Hier ist es:

Es sei kurz oder lang
Lieb' ist Leides Anfang,
Wer Lieb' hat ohn Leid,
Dem ist wohl uff meinen Aid!

Ich hab' nie hören sagen,
Oz zween ohn Greinen nagen,
Doch nagen zwen um ain Pain
Und jeder maint, er hab's allein.

Blos merkwürdig, weil es ein Kaiser gemacht hat. S. die Abhandl. Ueber die Landgrafen von Hessen, welche Gelehrte waren. Gießen und Marburg 1784. S. 26.

Otto. Wenn ich mich einmal verlieben sollte, so will ich von Euch nicht gerathen *) haben, Herr Pater! wohl aber von Euch, mein schönes Fräulein!

P. Anschar. Recht so! denn so sehr ich auch Arzt bin, **) so gehört die Liebe doch nicht mit unter meine kurablen Krankheiten, und ich, kann Euer Geräder ***) nicht seyn, wenn ich auch wollte. Also — kurirt ihn nur immer, mit meiner Erlaubniß, Fräulein! ich will euch keinen Pönhasen ****) schelten.

*) Gerathen, hies ehemals so viel, als helfen, oder gesund machen.

**) Die Arzeneikunde war in der Vorzeit ganz in den Händen der Geistlichkeit. So, waren sie Aerzte des Leibes und der Seele zugleich. S. Westenrieder Histor. Kalender v. J. 1791. S. 162.

***) Geräder, kömmt her, von dem schon erwähnten Worte, gerathen, und hies, ein Arzt. S. Oetters Abh. Der Arzt in Deutschland in den ältern und mittlern Zeiten. Nürnberg 1777. S. 46. In dieser gründlichen Abhandlung, wird der, in der vorigen Anmerkung angeführte Satz, unumstößlich dargethan, und mit Urkunden belegt. Nur Geistliche waren damals Aerzte.

****) Pönhase, d. i. Pfuscher.

Helene. Ei! was muthet Ihr mir zu?

P. Anschar. Was christlich ist.

Helene. Graf! sucht Euch Euern Arzt, wo Ihr wollt. Ich, kann es nicht werden.

Max. Bekehrt ihn!

Helene. Nein! er scheint mir ein gar zu verstockter Sünder zu seyn.

Max. Probirt's!

Helene. Ich probire nichts.

Sittig. Als den Wein zuweilen! — Nun, trinkt Kinder! Das Wetter ist heute trübe, und der Graf, ist müde; aber Morgen, wollen wir zusammen auf die Jagd reuten.

Helene. Ja, auf die Jagd!

Sittig. Graf! mein Mädchen lebt ganz für männliche Uebungen und Vergnügungen. Spieß und Geschoß, ist ihr Kunkel und Nadel. Sitzefleisch, hat sie nicht, aber reuten kann sie, — besser als ich. Helene! Du bist ein Wildfang. Wer wird Dich einmal bändigen und in's Ehejoch spannen?

Helene. Ein Mann lieber Vater! der mir lieber seyn wird als mir jetzt meine Pferde, Waffen und Hunde sind. Diese Aufopferung

soll

soll dereinst die Gegengabe meiner Morgengabe seyn.

Sittig. Schön! schön!

Helene. Jetzt aber, geschieht das noch nicht, und sobald, auch noch nicht.

Sittig. Wie Du willst.

Helene. Guter Vater!

Sittig. Trinkt Kinder!

P. Anschar. Ja! trinkt.

Das Fräulein konnte sich es kaum selbst verbergen, was doch wahr war, daß sie nemlich gar zu gern die Bekehrerin des Liebelosen spielen wollte. Kaum hielt sie gegen ihre Amme zurück. Bei sich selbst aber, beschloß sie, aus allen Kräften an Otto's Bekehrung zu arbeiten, und ihn von seiner Kaltsinnigkeit abzubringen, es möchte auch kosten, was es wolle. Ja, sie gestand es sich sogar selbst, daß ihr der Graf gefiel, weil ihm, wie er sagte, noch kein Mädchen gefallen hatte. Das war Mädchenlaune!

„Ja! — sprach sie bei sich selbst; — er soll sich in mich verlieben, oder ich will eine Nonne werden.“

Der Schalks Narr Max, entkleidete den Grafen, und ehe sich dieser zu Bette legte, wurde ein Zweigespräch gehalten.

Max. Wenn das Fräulein wüßte, welche große Nase wir ihr aufgebunden haben! — Ihr ein Weiberhaßer! Ich muß lachen, wenn ich an alle Liebschaften gedenke, die Ihr schon —

Otto. Bei dem allen aber, gefällt mir Lenchen recht wohl!

Max. Das glaube ich. — Wetter! sie hat schöne Zähne, funkelnde Augen, und einen Busen — wie schwerlich ein Zwitterfräulein einen Busen haben kann.

Otto. Ich möchte doch wissen, ob —

Max. Junkherr! Sie ist bei Gott! ein Mädchen, so sehr man immer nur eins seyn kann. Das Gerücht lügt, oder ich werfe meine rothe Schellenkappe in's Feuer und will keinen Bissen gräfliches Brod mehr über meine Zunge bringen, das mir so wohl schmeckt.

Otto. Wie dem nun auch seyn mag, — vorjetzt, gute Nacht!

Den folgenden Tag ertönten die Jagdhörner sehr früh. Nach einem kleinen Frühstück, wurden die Pferde vorgeführt. Helene bestieg ein schönes muthiges Roß, von Otto's Händen hinauf gehoben. Rasch schwangen sich die andern in die Sättel, und sogleich gieng's im scharfen Trab nach dem Forste zu.

Nun vertheilte sich die Gesellschaft. Otto, blieb des Fräulein Gefährte.

Von Hunden verfolgt, stürzte ein hochgeweihter Hirsch aus dem Dickicht. Otto und Helene warfen ihre Jagdspieße nach ihm, und warfen beide fehl.

Da setzte sich das Fräulein in Galopp und Otto jagte nebenher.

Der Hirsch flog schlangengleich bald links bald rechts, den Hunden und Jagdspießen zu entkommen. Links und rechts flogen seine Verfolger ihm nach.

Helene

Helene war auf das Nachsetzen ganz erpicht. Sie sah und hörte nichts als das Wild. Es gieng durch Dick und Dünn, über Stock und Stein. Otto wich nicht von ihrer Seite.

Auf einmal bog sie um eine Eiche, bekam einen Stoß, und lag, vom Rosse geschleudert, zu Boden.

Laut schrie sie auf. Otto, war schnell bügellos, sprang vom Pferde, ihr aufzuhelfen und kam ganz ohne Vermuthen, zur schönen Aussicht auf ein paar blendend weiße Schenkel, welche mit dem Fräulein, vor ihm lagen. Im Fallen hatte Helenens Jagdkleid sich hoch hinauf geschoben und Otto erblickte, was er so eben sah.

Wir wissen, daß er ein Schäkerer war, und trotz der Gefahr in welcher er das Fräulein, einer Ohnmacht ziemlich nahe, sah, konnte er sich nicht enthalten, einen Kuß auf die entblößten Marmor Schenkel zu drücken, indem er bei Helenen niederkniete.

Dieser Kuß, wirkte wie ein elektrischer Schlag auf die züchtige Jungfrau. — Sie sprang mit glühenden Wangen und neuen

Kräften auf. Sie taumelte gegen die Eiche, und Otto, fieng sie mit seinen Armen auf. Ihr Busentuch war verschoben, und der Graf, wurde verwegen, von Ort und Gelegenheit begünstiget. Sie schien das sehr übel zu nehmen.

Helene. Graf! was soll das heißen?

Otto. Straft mich für meine Verwegenheit, schönes Fräulein!

Helene. Das ist zu arg! Zucht und Ehre habt Ihr vergessen. Ich kann Euch diese Beleidigung nicht vergeben. — Wie könnt Ihr Euer unanständiges, freches Betragen entschuldigen?

Otto. Das kann ich freilich nicht!

Helene. Seyd Ihr ein ehrliebender Ritter?

Otto. Das hoffe ich zu seyn, und ich, bin noch mehr, als Ihr glaubt. Ich bin Euer Liebhaber, und wünsche, Euch jetzt den Brautkuß gegeben zu haben.

Helene. Bei Gott, Graf! nur diese Erklärung kann Euer Betragen ein wenig weniger strafbar machen, als es wirklich ist.

Otto.

Otto. Vergebt Euerm Bräutigam seine Kühnheit!

Helene. Fordert meine Hand von meinem Vater. Ich vergebe Euch, und kann Euch nur unter dieser einzigen Bedingung vergeben. — Bringt mich eilends auf unser Schloß zurück.

Otto theilte Maxen sein Abentheuer mit. Dieser schlug die Hände über dem Kopfe zusammen.

Max. Da habt Ihr nun die Frau am Halse!

Otto. Was kann ich thun?

Max. Mit Ehre, nichts, als das, was Ihr wirklich thun wollt. Ihr müßt sie heurathen, sonst könnt Ihr in üble Händel gerathen.

Otto. Max! wenn sie nun —

Max. Sie ist sehr reich, und Ihr seyd es nicht. Greift zu, und setzt Euch ausser Nahrungssorgen.

Das

Das that denn Otto auch wirklich. Der Vater, gab seine Einwilligung, und Helene, gestand ihrem Bräutigam, daß er ihr gleich gefallen habe.

Als Frau, liebte sie ihn gar treu zärtlich. Er liebte sie wieder, und sechs Kinder welche die lieben Leutchen nach und nach mit einander erzielten, stopften dem bekannten verläumderischen Gerücht den Mund. Jedermann sah daß Helene eine vollkommene Frau war, und sie, war mit ihrem Manne zufrieden.

In einsamen Stunden belachten sie wohl zuweilen mit einander das sonderbare Abentheuer, welches ohne viele Umstände, Braut und Bräutigam aus ihnen gemacht hatte, und im Scherz, pflegte Otto seine Gattin oft: meine liebe Frau durch Zufall zu nennen.

Sie kurzweilten noch bis in ihr hohes Alter über diesen Zufall mit einander, und starben alt und lebenssatt, durch Zufall, an Einem Tage.

Et jacent ambo
Adhuc in hoc tumulo.
Similiter tacent
Qui loco hoc jacent.

sagte eine alte, von einem Mönche verfertigte Grabschrift, auf ihrem Leichsteine von ihnen. Und ihre Geschichte, schrieb der Abt zu Georgenthal, in sein Kloster Geschichtsbuch. Sie hatten starke fromme Vermächtnisse gemacht, darum gedachten ihrer die Memorabilia des Klosters, mit großem Lobe und ziemender Dankbarkeit.

LB Coburg

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Vulpius, Christian August,

Romantische Geschichten der Vorzeit

Bd.: 7

1795

Coburg, Landesbibliothek -- D II 12/28
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11940732-9